

Heft Nr. 32 · 14. Jahr · Hamburg, 6. August 1961 · 60 Pfennig

Inland mit „Sternchen" · Schweden: skr 1,00 inkl. oms.

Erfüllter Traum vom Eigenheim

Fertighäuser - die Attraktion auf dem Wohnungsmarkt

briefe

KEIN EBENBILD GOTTES

(Zu unserem Bericht über das Zusammenleben von Mann und Frau)

Wie mir scheinen will, wird in dem Artikel „Unwissenheit führt ins Verhängnis“ die Leidenschaft verteidigt, die alle Vernunft überspiele. Instinktsicher frißt und säuft das unvernünftige Tier nur so lange, bis sein Hunger und sein Durst gestillt sind. Und die höherentwickelten Arten haben die Brunstzeit nur einmal im Jahr. Der Mensch hingegen putscht sich noch auf zu Genüssen, die ihn nur entnerven. Er ist wahrhaftig kein Ebenbild Gottes mehr. Sex regiert, und die Wissenschaft dient dem Laster.

P. S. Natürlich werden Sie sagen: Eine aus dem vorigen Jahrhundert.

München MARIA STADLER

Mein Mann und ich sind Ihnen für Ihre Artikelserie von ganzem Herzen dankbar. Ich habe versucht, mich mit zwei sehr guten und beliebten Frauenärzten nach den Geburten meiner beiden Kinder über Schwangerschaftsverhütung zu unterhalten. Beide gingen nicht darauf ein. Woher sollen junge Ehepaare also ihre „Weisheit“ nehmen?

Berlin-Zehlendorf UTA HANISCH

NICHT ZU FASSEN

(Zu dem Bericht über die Berliner Filmfestspiele „Ist das noch zu fassen?“; Stern Nr. 28)

Ist das noch zu fassen, daß Sie sich über den wohlgeformten Busen der drei Stars so ereifern? Ich freue mich jedenfalls über offenherzige Mädchen.



Kompliment für offenherzige Damen: Laya (links) und Barbara in Berlin

Mein Kompliment für Barbara Valentin, Jayne Mansfield und Laya Raki! Ich werde mich im Namen vieler Leser bei diesen Stars schriftlich für Ihre bedauerliche Entgleisung entschuldigen.

Düsseldorf HELMUT DIESSNER

MYTHOS DER RÜCKKEHR

(Zu unserem Bericht „... und sagten kein einziges Wort“; Stern Nr. 27)

Mit dem Mythos der Rückkehr der Heimatvertriebenen sollte tatsächlich endlich einmal Schluß gemacht werden. Damit dienen wir weder der Rückkehr der verlorenen Gebiete noch der Wiedervereinigung, noch den dringend notwendigen normalen Beziehungen zu unseren Grenznachbarn.

Nentershausen ADOLF SCHWEIKART

Kein Engländer oder Franzose würde freiwillig und ohne rechtliche Basis (Friedensvertrag) auf den größten Teil seines Vaterlandes verzichten. Ein Deutscher dürfte sich mit einer derartigen Verzichterklärung im westlichen Ausland erst recht suspekt machen. Mit Ihrer servilen Auffassung erzeugen Sie gerade bei unseren mißtrauischen östlichen Nachbarn das, was Sie gewiß in bester Absicht verhindern möchten: ein ständig wachsendes Mißtrauen gegenüber den „unverständlichen Deutschen“, die auf etwas zu verzichten vorgeben, was ihnen rechtens gehört.

Ratzeburg GÜNTHER ERDMANN

Ihr Artikel „Lieber Sternleser“ könnte von Chruschtschow oder einem seiner Trabanten stammen. Ich habe ihn mit tiefem Abscheu gelesen. Über Ihre

„realistischen Einsichten" können sich die Bolschewisten nur die Hände reiben und die Verleihung des Lenin-Ordens für eine derartige journalistische „Leistung" in Erwägung ziehen.

Abbensen A. Thiel

Wer in dieser Art wie Sie über Schlesien schreibt, ist ein notorischer Verbrecher und Landesverräter.

Stadthagen J. Arthur Gläser

Die erschreckten Briefe von Führern ostdeutscher Landsmannschaften, die eigentlich als Theaterorganisatoren unterzeichnen sollten, regen zum Nachdenken an. Was sind das für Leute, die so leichtfertig die Realität mit Kommunismus vergleichen? Die glauben, eine Uniform tragen und ihre Worte durch Trommelwirbel unterstreichen zu müssen? Sind es noch die „Alten" oder schon wieder „Neue"? Nichts gegen ein Treffen von Landsmannschaften. Dort sollte dann aber das Herz weiter und der Geist größer sein als der obligatorische Papp-Adler über dem Rednerpult.

Hamburg Siegfried Meyn

HILFE, DIE HOHENZOLLERN!

(Zu unserem Bericht „900 Jahre Hohenzollern"; Stern Nr. 30)

Von Herzen danke ich, ein 87jähriger Gardejäger des 1. Weltkrieges, für Ihren Artikel. Für mich ist der Geist des Alten Fritz, der jeden nach seiner Fasson selig werden ließ, für alle Zeiten maßgebend. Selbst die Russen haben Respekt vor dem großen Preußenkönig. Sie betreten in Potsdam Schloß Sanssouci wie ein Heiligtum.

Oberkassel Paul Arnold

Hilfe, die Hohenzollern! So mußte ich unwillkürlich denken, als ich das Titelblatt tatsächlich mit Wilhelm selig verziert sah. Sie wissen genau wie ich, daß die Hohenzollern vom europäischen Hochadel immer als Parvenüs angesehen wurden und noch heute werden. Die Zollern mit allen anderen gehören heute endgültig ins Museum. Zur Lehre und zur Abschreckung.

Frankfurt Heinz Greutzburg

WAS TUT DAS MINISTERIUM?

(Zu unserem Bericht „Justizmord" über den Fall Maria Rohrbach)

Sie haben völlig recht: Das moralische Vorleben der Maria Rohrbach kann uns kaum interessieren, aber stark interessieren müssen wir uns für die Art und Weise, wie deutsche Gerichte heute noch Recht sprechen. Was gedenkt das Justizministerium zu tun, um solche und ähnliche Fehlentscheidungen künftig unmöglich zu machen?

Werl Walter Becker

Diejenigen Leute, welche nichts anderes tun, als Sachverständige zu spielen, und damit alles tun müssen, um einer gewissen Kundschaft gefällig zu sein, um auf diese Weise im Geschäft zu bleiben, können sich nicht gut erlauben, ihre Auftraggeber zu enttäuschen. Diese Leute haben in unserer Rechtsprechung bisher eine beherrschende Rolle gespielt, bei den Anklagen und leider auch bei sehr vielen Urteilen. Sie waren so stark und so vielseitig in Anspruch genommen, daß ein exaktes wissenschaftliches Arbeiten bei ihnen gar nicht mehr in Frage kam.

Oelde/W. J. Frenken, Oberrichter a. D.

Was die „Pharisäer-Briefe" an den Stern angeht: Wer ist wohl moralischer? Die Frau, die aus ihrer lieblosen, ungeschützten Jugend heraus Fehler begangen haben mag, oder der wohlbehütet aufgewachsene Mensch, der auf dieser Frau herumhackt und ihr die Möglichkeit nehmen möchte, ein neues klares Leben zu beginnen?

Hamburg Lina v. Stocker

AUF VERLORENEM POSTEN

(Zu dem Bericht „O jerum, jerum, jerum" über das Burschenschaftlertreffen in Nürnberg; Stern Nr. 28)

Als ehemaliger Student und als Anwalt mit einer sehr gesunden und realistischen Lebenseinstellung kann ich das ganze studentische Korporationswesen nur als ein nationales Unglück bezeichnen. Wir brauchen nicht noch mehr Organisationen, die den übelriechenden Kastengeist weiter verschlimmern. Und dann: Kämpfen Sie einmal als Rechtsanwalt vor Gericht für das Recht Ihres Mandanten, wenn der Richter und der Gegenanwalt „Bundesbrüder", KVer, CVer, Burschenschaftler oder sonst was für Schaftler sind. Sie stehen auf verlorenem Posten, weil Ihnen die Vereinsfarben fehlen.

Mainz Alfred Gronau, Rechtsanwalt

Noch viel zuwenig wurde der warnende Zeigefinger in dem Bericht sichtbar. Ja, sie haben immer schon das „nationale Ganze" im Auge gehabt. Deswegen verdanken wir ihnen auch unsere nationale Drei-bis-Fünfteilung. Nun versuchen diese Alten Herren, eine neue junge Generation auszurichten. Wenn diese so erzogenen Burschen



Deutsche Burschen in Nürnberg 1961

erst einmal unsere Verwaltungsbeamten und Diplomaten sind, dann, Italien, wehe dir — dann werden wir dir den Krieg erklären, und unsere Elite wird die geknechtete Südtiroler Bevölkerung heim ins Reich holen.

Hamm Horst Stasius

Sie starren auf zwei Wörter: „Bier" und „Elite". In aller Fröhlichkeit auch beim Alkoholgenuß Selbstdisziplin anzuerziehen, ist auch eine Aufgabe in den Korporationen; dafür der bewährte Bierkommers. Anderswo findet man das nicht. Ausschweifungen, wie die von Ihnen geschilderte, werden ernsthaft gerügt, unter Umständen sogar bestraft. Elite! Ja, wo haben Sie gefunden, daß die Alten Herren beanspruchen, alleinige Elitebildner zu sein?

Bad Orb F. Stephan, Oberbürgermeister a. D. und Alter Herr

Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen nur bestätigen, daß sich in den Korporationen die akademische Ausgabe des Massenmenschen als Elite der Nation fühlt. Dieser Standesdünkel wird den jungen Aktiven von großen Teilen der Altherrenschaft eingeimpft.

Berlin-Charlottenburg Karlheinz Lau, Studienreferendar

AUF KOSTEN DES WUNDERS

(Zu der Artikelserie „Wie uns die Anderen sehen", in der ausländische Journalisten über ihre Eindrücke in Westdeutschland berichten)

Die Bundesrepublik-Deutschen sind nicht, wie Herr Muggeridge behauptet, infolge ungenügender Zuteilung von VW-Aktien verärgert. Die Deutschen arbeiten ernst und verbittert, um ihr schweres Los zu vergessen. Das Wirtschaftswunder ist eine äußere Fassade. Die Verschuldung ist unvorstellbar hoch. Die Ehefrauen arbeiten mit, um diese „Wunder", wie Radios, Fernseher, Kraftwagen und Kühlschränke, tilgen zu helfen. Familienleben und Kindererziehung stehen hintenan. Die hohen Steuern und Soziallasten lassen keine echte Vermögensbildung zu.

Bielefeld P. Lockau, Rechtsanwalt



Star vom Dienst

Star der kommenden Kinosaison ist die 21jährige Claudia Cardinale, die gleich in vier Hauptrollen ihren aufkommenden Ruhm zu untermauern gedenkt FOTO: CLAUDE AZOULAY



erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Adalbert Bärwolf, Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Galina Hellwege, Werner Hildenbrand, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Wanda Mura, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt
Claude Deffarge, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Ernst Laue, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Gerhard Ponemunski, Rudolf R. Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Hans Herlin, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff, Hans Nogly

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Subr

Illustrationen: Martin Gubl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Dr. Walter Maass, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND

BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77

BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 108, Telefon 82 63 85

RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67

SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND

LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946

MAILAND: Hans Hausmann, Viale Piave 22, Tel. 79 93 12

NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00

PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10

ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54

WIEN: Dr. Ekhard Mahovsky, Wien IV, Rienösslgasse 1, Tel. 43 93 55, FS: 0047/2370

Verantwortlich für Bilder: Reinhart Holl, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM frei Haus, dazu örtliche Zustellgebühr. Abonnements durch Verlag und Post. Bezugspreis 2,71 DM im Monat + Zustellgeld. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 23/1960, Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.



AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,40	Spanien	Pts. 18,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 1/6	Schweiz	sfr. 0,70
Frankreich	N. F. 0,90	Südafr. Union	Rand 0.20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sb 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,70	USA + Kanada	US $ 0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US $ 0,30

HEFT 32
IM 14. JAHR
1. 8. 1961
BIS 7. 8. 1961



DER STERN IN DIESER WOCHE

Sternreporter waren dabei



Hoheiten am Vogelbauer. Trotz Verleumdung und Intrigen wurden sie glücklich in Kuweit vereint: Seine Hoheit, Scheich Abdullah, einer der reichsten Männer der Welt, und Heidi Dichter aus Kiel. Was passierte, ehe die Ehe der beiden eine Ehe wurde, zeigt der Bericht „Heidi kehrt heim ins Reich des Scheich" **Seite 7**



Der Mann mit der Schere. Nach dem Fall Maria Rohrbach untersucht Henry Kolarz in seiner Serie „Justizmord" den Fall Reinhard Meitz, der auf Grund von Indizien vor sechs Jahren wegen Totschlags an seiner Geliebten zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Aber er hat die Tat immer abgestritten **Seite 28**



Bauzeit: sechs Wochen – so schnell wurde dieses Haus bezugsfertig, weil es hauptsächlich aus vorfabrizierten „Elementen" errichtet wurde. Der Traum vom eigenen Heim im Grünen kann leichter, schneller und billiger in Erfüllung gehen, wenn die Bauteile in großen Serien vorgefertigt vom Fließband rollen **Seite 18**



„Sie müssen das große Ganze sehen", sagte ein Funktionär in Ost-Berlin, als ihm der Stern Fotos aus Rostock zeigte. Fotos von Menschen, die nach Kartoffeln anstehen. Aber auch Fotos vom mitteldeutschen „Wirtschaftswunder". Warum verlassen trotzdem mehr Menschen als je zuvor die Zone? Das erzählt unser Bericht **Seite 10**

Im Stern steht mehr

Romane und Serien



Die Nackten und die Reichen. Der Stern untersuchte für Sie das vorder- und hintergründige Leben in den Orten, in denen „man" seinen Urlaub verbringt

Lieber Sternleser!

Wenn es Ihnen einmal widerfahren sollte, daß man Sie auffordert, Mitglied des Elternrats einer Schule zu werden – lassen Sie sich raten: Lehnen Sie ab. Sollten Sie das „Ehrenamt" vielleicht schon angenommen haben – in Ihrem eigenen Interesse: Legen Sie es sofort wieder nieder. Möge der Schuldirektor auch mit Engelszungen zu Ihnen reden, von Selbstverwaltung, von Zivilcourage, von der sittlichen Pflicht, Ihre Rechte als Vater oder Mutter wahrzunehmen – bleiben Sie standhaft zu Hause vorm Fernsehschirm. Sollte der Herr Direktor Ihnen beruhigend versichern, Sie brauchten keine Angst zu haben, denn wir lebten ja schließlich in einer Demokratie – glauben Sie ihm nicht, nehmen Sie ihm auch nichts übel; der Mann weiß es nicht besser.

Besser hingegen wissen es jetzt die Wortführer des Elternrats der Volksschule von Hohegeiß, einem Ort von etwa 1700 Seelen, an den Südhängen des Harzes im Bundesland Niedersachsen gelegen.

Den Eltern von Hohegeiß war es schon seit Jahren aufgefallen, daß die Kinder des vierten Schuljahres in der Aufnahmeprüfung zur Mittelschule regelmäßig viel schlechter abschnitten als die Kinder anderer Schulen des Kreises. Sie sahen den Grund dafür in der Unterrichtsweise ihres schon bejahrten Schulleiters, der oft Freitag früh ins Wochenende fuhr, erst Montag mittag wiederkam und auch sonst die Grenzen seiner Pflichten sehr weit auslegte. Da den Eltern das Fortkommen ihrer Kinder am Herzen lag, protestierten sie zunächst beim Schulleiter, und als dies nichts nützte, schrieben sie am 14. Februar 1960 einen Brief an den Verwaltungspräsidenten in Braunschweig. Der Präsident würdigte sie keiner Antwort.

Am 21. September 1960 wurde der energische und daher wohl unbequeme Lehrer Heyer plötzlich versetzt. Es war der sechste Wechsel in zwei Jahren. Und da die Eltern sich sagten – was jeder erfahrene Pädagoge ihnen bestätigen kann –, daß ständiger Lehrerwechsel, insbesondere kurz vor einer Aufnahmeprüfung, Kindern nicht guttun könnte, taten sie, was sie für ihre demokratische Pflicht hielten. Sie schrieben per Einschreiben und Eilboten einen Brief an den niedersächsischen Kultusminister, baten um die Zurückstellung der Versetzung bis zur Zeit nach der Aufnahmeprüfung und erklärten: Falls er, der Herr Minister, nun nicht endlich eingeifen würde, dann müßten sie, die Eltern, die Schulzustände in Hohegeiß der Öffentlichkeit bekanntgeben und in den Schulstreik treten.

Was die drei Wortführer des Elternrats nicht wußten – und was Sie und wir in ihrer

Situation wohl auch nicht gewußt hätten – wurde ihnen binnen kurzem handfest klargemacht: Die Ankündigung, einen Mißstand zu veröffentlichen, sofern er von der Behörde nicht abgestellt wird, ist unter Umständen eine Nötigung; schlimmer noch, eine Beamtennötigung, kurzum eine höchst strafbare Handlung.

In einem anderen Lande wäre vielleicht ein Ministerialbeamter herbeigeeilt, um zu untersuchen, was die bis dahin unbescholtenen Eltern so weit hatte treiben können, eine strafbare Handlung zu begehen. Er wäre vielleicht gekommen, um zu belehren und zu ermahnen. Aber da wir nun einmal in Deutschland leben, kam kein verständnisvoller Schulbeamter. Es kam der Staatsanwalt. Er setzte die drei „Rädelsführer" auf die Anklagebank des Amtsgerichts Walkenried vor den Amtsgerichtsrat Arendt. Und der tat, was er für seine Amtspflicht hielt: Er verknackte die drei wegen Beamtennötigung zu je 100 Mark Geldstrafe.

Die Leute von Hohegeiß erfuhren aus dem Munde des Amtsgerichtsrats Arendt, daß Presseveröffentlichungen dieser Art mit Sicherheit Unannehmlichkeiten für den Kultusminister zur Folge haben würden.

In der Tat – dies genau hatten die Eltern von Hohegeiß beabsichtigt. Es sollte untersucht, der Landtag und die Öffentlichkeit sollten aufmerksam gemacht werden. Solches zu tun gehört schließlich zur selbstverständlichen Pflicht des Staatsbürgers, wenn er sieht, daß im Namen des Staates Unrecht geschieht. Und genau dies war im Falle der Eltern von Hohegeiß laut § 114 des Strafgesetzbuches strafbar. Zumindest nach Meinung des Amtsgerichtsrats Arendt, obwohl eine Reichsgerichtsentscheidung von 1932 besagt, daß eine Nötigung nur dann vorliegt, wenn einer Behörde eine unwahre, dem Sachverhalt widersprechende Veröffentlichung in Aussicht gestellt wird – was hier ja gar nicht geschehen war.

Wer etwa glaubt, dies sei ein Einzelfall und der Amtsgerichtsrat Arendt sei mit seiner Ansicht über die Unannehmlichkeiten, die der Staatsbürger seinen Behörden nicht bereiten dürfe, hinter unserer Zeit weit zurück, der irrt sich sehr. Der Amtsgerichtsrat aus dem Harz ist seiner Zeit lediglich etwas voraus.

Denn was soll aus der öffentlichen Meinung unseres Staates werden, wenn schon heute der freie Journalist – nach dem Willen der Grundgesetzgeber so etwas wie ein Beichtvater des Staatsbürgers – jederzeit gezwungen werden kann, seine Informanten preiszugeben, das Redaktionsgeheimnis zu ignorieren und widrigenfalls in „Beugehaft" geschickt wird? Wenn der Justizminister Nordrhein-Westfalens, Herr Otto Flehinghaus, achselzuckend zugibt, daß unter diesen Umständen die Presse nicht mehr mit vertraulichen Berichten rechnen kann und damit in der Ausübung ihrer Pflicht erheblich beeinträchtigt wird? Was wird erst geschehen, wenn der kommende Bundestag unter Führung der Minister Schröder und Strauß sein neues „Persönlichkeitsschutzgesetz" durchpeitscht, das die Freiheit der Presse – wir kennen unser Deutschland – noch weiter einengen wird, als dies bisher schon geschehen ist?

Vielleicht werden wir uns dann in einem Lande, in dem die Behörden keiner Einsicht und die Minister keinem Skandal weichen, der goldenen Regeln unserer Militärzeit oder anderer bedeutsamer Epochen unserer Vergangenheit erinnern müssen: Nur nicht auffallen; Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; sei untertan der Obrigkeit die zweite. Denn gegen Demokraten braucht man hierzulande nicht einmal mehr Soldaten. Notfalls tut es auch das Amtsgericht.

Herzlichst Ihr

stern



Vereint und glücklich: Seine Hoheit Scheich Abdullah al-Jaber as-Sabah, 64, Vetter des krisenumwitterten Ölscheichs von Kuweit, mit seiner fünften Ehefrau Heidi, 20. Schwüle Intrigen hatten ihr Glück lange verhindert

Heidi kehrt heim ins Reich des Scheich

Die gar wundersame Geschichte der Heidi Dichter aus Kiel und ihrer Reise ins Morgenland zum Scheich aus Kuweit, der seine Schuldigkeit tat

Heidi kehrt heim ins Reich des Scheich

Es war im März dieses Jahres, als Seine Hoheit Scheich Abdullah al-Jaber as-Sabah, Nachkomme der biblischen Königin von Saba, Erziehungs- und Justizminister sowie millionenschwerer Vetter des millionenschweren Ölscheichs von Kuweit, in einer Homburger Bar ein Mädchen kennenlernte. Ihre rührende Unschuld faszinierte ihn. Sie hieß Heidi Dichter, war 19 Jahre alt und wohlbehütetes Töchterlein einer Beamtenfamilie aus Kiel. Und weil sie kurz zuvor erfolgreich ihre Anwaltsgehilfenprüfung bestanden hatte, durfte sie zur Belohnung zu ihrer Schwester Barbara nach Frankfurt reisen; und mit ihr traf sie in der Bar auf den Mann ihres Lebens. Der Scheich verliebte sich Hals über Kopf in die Heidi aus Kiel. Und da er unermeßlichen Reichtum mit Charme und Höflichkeit zu verbinden verstand und da er außerdem als Minister seines Landes über gute Beziehungen verfügte, gelang es ihm, seine Heidi binnen fünf Tagen zu ehelichen; denn er war gerade unverheiratet – einmal verwitwet, dreimal geschieden. Es gab eine Hochzeitsreise nach Rom und Capri. Doch dann sagte der Scheich: Mein liebes Kind, ich muß jetzt heim und regieren. Er hinterließ ihr wertvollen Schmuck, einen Scheck über 10 000 Mark und das Versprechen, im August wieder da zu sein. Da tauchten plötzlich Berichte auf, die Heidis Eltern in Rage brachten: Der Scheich sei ein Lump, weil mit einer anderen verheiratet. Heidis Lehrherr schrieb einen groben Brief nach Kuweit, und als dies nichts nützte – der Scheich beteuerte, nur mit Heidi verheiratet zu sein –, brachen Mutter, Tochter und Anwalt auf nach Kuweit, um der Sache ein Ende zu machen: Der Scheich sollte für seine Verführungskünste ein Kranzgeld von zwei Millionen Mark berappen. So dachten es sich Mutter und Anwalt. Doch es kam anders.

REPORTAGE: JOCHEN VON LANG

Der Klatsch hat ein Ende, der Scheich hat seine Heidi und schmückt sie zärtlich mit Brillanten



Heidi Dichter in Kuweit: nun endlich Hausfrau im prunkvollen Palast ihres Scheich Abdullah



Da halfen keine Intrigen — nun ärgert Leila sich

Leila al-Maraabi stammt aus einer der reichsten Familien des Orients und war als vierte Frau von Scheich Abdullah geschieden. Sie wurde weiß vor Wut, als sie erfuhr, Seine Hoheit habe nach ihr eine Zwanzigjährige geehelicht. So verbreitete sie: Seine Hoheit sei noch mit ihr verheiratet und nach deutschem Recht ein Bigamist. Die Intrige nützte nichts. Heidi entdeckte, was sie schon gewußt hatte: Der Scheich ist ein Gentleman, der sie glücklich machen will und den sie – zum Staunen ihrer Mutter, die dies erst in Kuweit merkte – liebt



Die Schwiegermutter staunt — und der Scheich wundert sich

In einem prunkvollen Palast in Kuweit sitzen Mutter und Tochter Dichter vor Seiner Hoheit, dem Scheich Abdullah. Mutter Dichter staunt über den Reichtum in einem Land, dessen Bewohner keine Steuern zahlen und dank des Öls zu den wohlhabendsten im Vorderen Orient gehören. Seine Hoheit wundert sich über die Idee seiner Schwiegermutter, für die angeblich mißbrauchte Ehre ihrer Tochter zwei Millionen Mark verlangen zu können; Heidi schämt sich ein bißchen, denn sie hat an ihrem Scheich nie gezweifelt. Trotzdem drang Heidis Mutter auf einen Ehevertrag, der auch sie selbst und ihren Mann bedenkt; zwar nicht mit zwei Millionen, die Mutter Dichter sich erträumt hatte: mit je 300 Mark monatlich für sie und ihren Mann und Schmuck im Werte von etwa 20 000 Mark. Sie bekam den fatalen Eindruck, mit dem Mann aus dem Morgenland falsch umgegangen zu sein



Sie fliehen aus Deutschland nach Deutschland. Warum? Auf den nächsten Seiten sehen Sie Bilder aus Dörfern und Städten, aus denen diese Menschen kommen, Bilder aus Ulbrichts Deutschland. Es sind freundliche Bilder: volle Läden, neue Häuser, feine Fleischwaren. Und ruhige, gelassene Gesichter — keine sichtbare Angst, kein offenbares Elend. Trotzdem fliehen sie, täglich mehr als tausend. Warum? Der Stern versucht, diese Frage zu beantworten

Ein SED-Funktionär empfahl dem Stern:

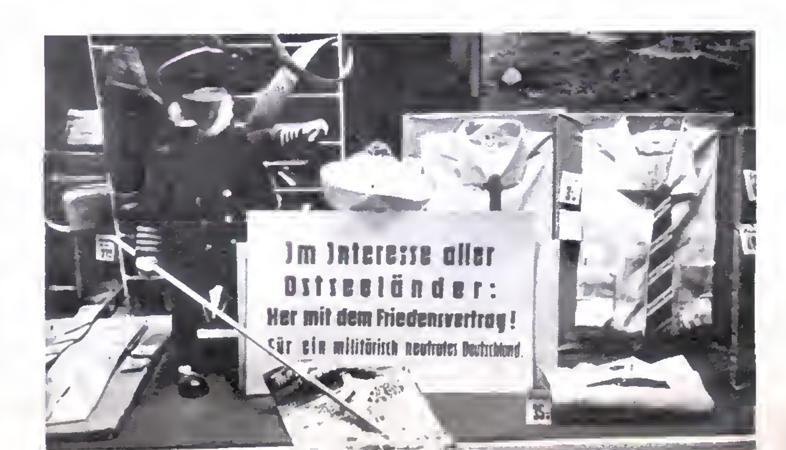
Sie müssen das große Ganze sehen





Schuhe genug, aber was für welche?

Dieses Bild könnte auf dem Hamburger Jungfernstieg, auf der Düsseldorfer „Kö", auf irgendeiner Geschäftsstraße in irgendeiner Stadt der Bundesrepublik aufgenommen sein. Es könnte, aber es ist nicht – es wurde jenseits der Zonengrenze, am Ernst-Thälmann-Platz zu Rostock fotografiert. Was diesen Schuhladen der staatlichen Handelsorganisation (HO) von anderen Schuhläden unterscheidet, war nicht auf Anhieb zu sehen, aber sogleich zu hören, nämlich aus den Bemerkungen der Leute, die den Sternreporter bei der Arbeit sahen: „Was knipste denn die Schuhe, das is doch den schönen Film nich wert!" Denn der größere Teil dieser Pracht besteht aus Fabrikaten, die dem täglichen Trott nur kurze Zeit standhalten. Was an Gebrauchswert fehlt, wird auf andere Art wettgemacht: Politische Sinnsprüche verzieren alles, sogar Oberhemden und Schlipse (rechts). Ob das die Kauflust fördert oder hemmt, ist egal: Gekauft wird notgedrungen ohnehin fast alles, was es eben gibt





Heute genug Kartoffeln, aber morgen?

Eine Aufnahme aus der Umgebung von Rostock: Menschen, die Schlange stehen. Im Hintergrund hat ein Herr mit Uniformmütze offenbar den Fotografen bemerkt, und es scheint ihn zu stören. Anscheinend paßt die Kartoffelschlange nicht in das Bild, das Ulbrichts Staat der Welt zu bieten wünscht. Dabei ist es ein gewohntes Bild dort, die Schlange vorm Laden: Die Versorgung mit Lebensmitteln ist zwar ausreichend, aber unregelmäßig. Mal gibt es dies nicht, mal jenes nicht – aber irgend etwas gibt es immer, und wenn es für ein paar Wochen Eier mit penetrantem Fischgeschmack sind. Zu hungern braucht niemand. Die „Versorgungskrise" der Zone, von der so viel die Rede ist, hat nichts mit Not zu tun; es fehlt nicht an allem, nur manchmal an manchem. Aber das ist, sechzehn Nachkriegsjahre lang, nachgerade zermürbend. Und außerdem zeigt sich auch in der Zone: Sattessen allein reicht auf die Dauer nicht aus, Menschen zu zufriedenen Kommunisten zu machen

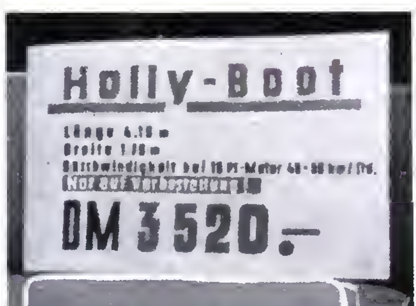
Genug feiner Aufschnitt, aber wie oft?

Ein Bild von vielen, die Sternfotograf Fred Ihrt von der Ostsee-Woche, einer für die Ostseeländer bestimmten Propagandaschau des SED-Staates, mit nach Hause brachte. Sie sahen fast alle so aus, als herrsche drüben eitel Wohlstand und Zufriedenheit. In der Tat, der Aufschnitt, der in diesem nagelneuen Laden feilgeboten wurde, war gut und nicht sehr teuer – die Platte in der Hand des Mannes kostet 15 Ostmark. Nur, solcher Segen ist selten von Dauer, sondern stets an besondere Gelegenheiten geknüpft, an die Leipziger Messe beispielsweise, oder – wie hier – an die Ostsee-Woche. Überall, wo Ausländer zu erwarten sind, füllen sich wie von Zauberhand die Läden, selbst wenn zu diesem Zweck mitunter bestimmte Waren auf langen Umwegen aus dem Westen herangeschafft werden müssen. Solche Schaufensterpolitik ist so oft geübter Brauch, daß eine aus Rostock geflüchtete Frau, der dieses Bild vorgelegt wurde, spontan erklärte: „Das kann nur aus der Ostsee-Woche stammen!"

Es gibt alles – in ein paar Jahren?



Schicke Boote, schöne Maschinen – es gibt kaum etwas, das in den Schaufenstern der „DDR" fehlt. Eines vor allem fehlt nie: ein Schild mit dem Hinweis „Nur auf Vorbestellung". Das bedeutet warten, auf das Boot oben unabsehbare Zeit, auf die Waschmaschine unten etwa anderthalb Jahre. Ähnlich ist es mit Kühlschränken, Autos, sogar mit Fernsehgeräten, die immerhin ein wichtiges Propaganda-Instrument sind. Und wer endlich einen Musikschrank oder irgendein Gerät bekommen hat, der muß bald wieder warten: auf die zweifellos fälligen Reparaturen





Warum fliehen sie? Zum erstenmal seit langer Zeit durfte ein Sternreporter in der „DDR" fotografieren – im Bezirk Rostock während der Ostsee-Woche. Die Bilder, die er mitbrachte, zeigten neue Häuser, schöne Wohnungen, volle Läden – die Wirklichkeit? Wir wollten es genauer wissen, wollten auch an anderen Orten fotografieren, irgendwo auf dem flachen Lande, an irgendeinem Wochentag ohne alle Festlichkeiten. Herr Römer, der zuständige „Leitende Mitarbeiter" im Presseamt des „DDR"-Ministerpräsidenten, belehrte uns, das sei weder möglich noch nötig; wir sollten nicht an Kleinigkeiten herummeckern, wir müßten „das Ganze sehen". Doch wir durften es eben nicht sehen, das Ganze, und so konnten wir nur die fragen, die es kennen, die eben Geflohenen. Wir zeigten ihnen Bilder, und sie sagten: Ja, das gibt es, Wohnungen, Autos, genug zu essen, wenn auch nicht immer und überall und nicht für alle. Aber schlimmer als die Mängel, die zu ertragen wären, ist der ständige Druck der allgegenwärtigen Partei und die Furcht, daß der Ausweg über Berlin bald abgeriegelt wird

FOTOS: FRED IHRT / JOACHIM G. JUNG



Neue Häuser, billige Mieten, nur 2500 Mark Zuschuß. Stimmt, sagen die Flüchtlinge, aber außerdem muß man für eine Wohnung bis zu 650 Arbeitsstunden leisten, und solche Häuser gibt es nur an industriellen Schwerpunkten



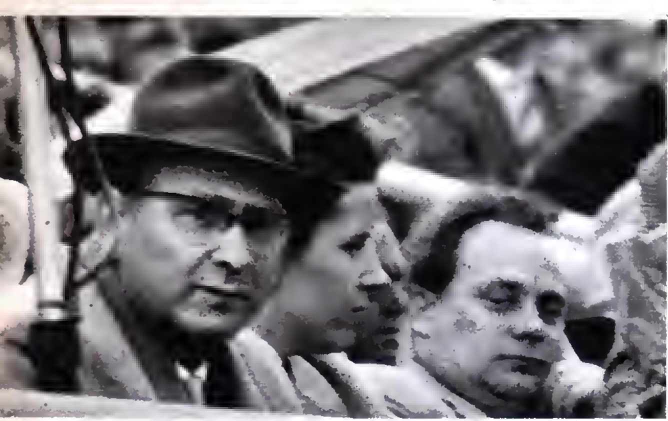
Schöne Wohnungen, neue Möbel, fotografiert in einem sozialisierten Dorf (LPG). Kommt vor, sagen die Flüchtlinge, wer in der Viehzucht arbeitet, verdient Geld, aber wer auf dem Acker schuftet, kann sich das nicht leisten



Ein eigenes Auto — Luxus für wenige. Dies gehört einem LPG-Bauern — bestellt aber hat er es, als er noch freier Bauer war und es von seiner Tüchtigkeit abhing, ob er genug Geld für diesen Luxus verdienen würde



Jede Menge Mopeds gibt es — aber immer nur da, wo es aus propagandistischen Gründen zweckmäßig scheint. Manche nutzen dieses sozialistische Planen zu kapitalistischen Geschäften: Sie kaufen Mopeds, wo es sie gibt, und verkaufen sie — teurer —, wo es sie nicht gibt



Der SED-Chef von Mecklenburg, Karl Mewis – mit Hut – schaffte es als erster Gauleiter, die Landwirtschaft seines Bezirkes total zu kollektivieren. Ergebnis: die schlechtesten Bodenerträge in der ganzen „DDR" – und für Mewis: Beförderung zum Planungsminister



Produkte „fortschrittlicher Planwirtschaft": Kartoffelkarten und Kohlenkarten, gültig bis 1962. Wo genug da ist, wird frei verkauft, wo Mangel herrscht – in manchen Gebieten ständig –, wird rationiert, werden die Kartenabschnitte wie ehedem „aufgerufen"

Solange der Weg noch frei ist

Ein 26jähriger gab mit einem knappen Satz in leicht sächsisch eingefärbtem Tonfall die richtige Antwort: „Aber, das ist doch kein Leben mehr, das kann man doch nicht mehr Leben nennen!"

Er saß ganz ruhig vor der Aufnahme-Kommission in Berlin-Marienfelde, sauber gekleidet, gesund. Sein Gepäck bestand nicht aus Pappkartons, sondern aus fast neuen Koffern. Er sprach sachlich, ohne Erregung. Ja, Arbeit habe er gehabt, gut bezahlte. Nein, Hunger habe er nicht gelitten. Nein, auch verfolgt worden sei er nicht. Ob er wisse, daß er keinerlei besondere Hilfe von der Bundesrepublik zu erwarten habe, wenn er nicht als politischer Flüchtling, als Verfolgter anerkannt werde? Ja, das wisse er. Und er begann zu erklären, weshalb er dennoch gekommen war, warum er sein Leben in Ulbrichts Reich nicht mehr „Leben" nennen konnte.

Wir hörten zu. Ihm und anderen, die sich durch Alter und Geschlecht, sonst aber kaum von ihm unterschieden. Später zeigten wir ihnen Bilder, die kurz zuvor in der Sowjetzone aufgenommen worden waren und gar nicht so übel aussahen, eher im Gegenteil – wie auf den vorangegangenen Seiten sichtbar.

Nicht zuletzt dieser Bilder wegen waren wir nach Marienfelde gefahren – sie hatten eine bemerkenswerte, fast beschämende Geschichte.

Dem Stern war erlaubt worden, in der „DDR" zu fotografieren, zwar nur Rostock und Umgebung, während der mannigfachen Fest- und Feierlichkeiten anläßlich der sogenannten Ostsee-Woche – aber immerhin, es ist eine so seltene Ausnahme, überhaupt in jenes andere Deutschland hineinzudürfen, daß jede noch so beschränkte Gelegenheit besser ist als gar keine. Der Reporter, der fuhr, war nie zuvor in der Sowjetzone gewesen. Er kannte Leben und Zustände drüben nur aus Zeitungen, und das Bild, das er daraus gewonnen hatte, muß – unsinnig, es zu leugnen – einigermaßen schief gewesen sein. Jedenfalls hatte er offenbar erwartet, graues Elend vorzufinden und war geradezu verstört, genau das nicht gefunden zu haben, sondern, im Gegenteil, leidlich normale Lebensverhältnisse und ganz normale Menschen.

Und nun wollte er das ihm unerklärliche Rätsel lösen. Hatte man ihm Sand in die Augen gestreut, ihm eine Kulissenwelt vorgeführt, hinter der sich die bittere Wirklichkeit verbirgt? Das schien kaum möglich. Aber warum flohen dann die Menschen scharenweise? Er fuhr nach Ostberlin, zum Presseamt des „DDR"-Ministerpräsidenten, zeigte dem zuständigen „leitenden Mitarbeiter" Erich Römer die Bilder aus Rostock. Er bat, zur Abrundung der Reportage auch anderswo in der „DDR" fotografieren, mit Menschen reden zu dürfen, alltags.

Herr Römer aber war indigniert, fast böse, als er die nun wahrlich nicht verzerrten, eher positiven Bilder aus Rostock sah. Zur Ostsee-Woche sei der Stern eingeladen gewesen, darüber habe er berichten sollen, über Tanz und Sport und Modenschau – nicht über Läden, Leute, landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften links und rechts am Wege.

Und nun auch noch Passierschein,

Weiter auf Seite 53

Sie fliehen aus Ulbrichts Reich: nicht verhungert, ordentlich gekleidet, mehr als die Hälfte junge Menschen, die oft gute Stellungen und Berufsaussichten aufgeben. Nicht Not treibt sie, sondern die Furcht, für immer unter einem öden Zwangssystem dahinleben zu müssen



Niemand sieht es, und niemand ahnt es,

daß der selbstsichere Herr Schmitz ein künstliches Gebiß trägt. Flott diktiert er seine Briefe direkt in die Maschine, und auch sonst ist er ein wortgewandter Verhandlungspartner.

Das war nicht immer so. Noch vor wenigen Monaten mußte er mit zusammengebissenen Zähnen sprechen. Nicht aus Wut, sondern aus Furcht, beim Sprechen sein künstliches Gebiß — und damit sein Gesicht zu verlieren.

Aus der Furcht wurde aber Begeisterung, nachdem Herr Schmitz einen ersten Versuch mit dem bekannten Kukident-Haft-Pulver gemacht hatte. Seitdem ist er nicht mehr unsicher und kaum noch wiederzuerkennen.

Kukident gibt neue Zuversicht!

Sie streuen einfach etwas Kukident-Haft-Pulver oder Kukident-Haft-Pulver extra stark auf die angefeuchtete Gebißplatte, und schon sind Sie für mehrere Stunden, meist sogar den ganzen Tag, Ihrer Gebißsorgen enthoben. Unbesorgt können Sie sprechen, lachen, singen, husten und niesen, ja sogar in knusprige Brötchen und rotbackige Äpfel beißen; selbst zähes Fleisch wird Ihnen keine Schwierigkeiten bereiten. So fest hält Kukident!

Bei schwierigen Kieferverhältnissen

hat sich die patentierte Kukident-Haft-Creme sogar bei unteren Vollprothesen und flachen Kiefern als letzter Retter in der Not erwiesen. 3 Tupfer auf die trockene Gebißplatte geben Ihnen meist Sicherheit bis zum Schlafengehen.

Sie erhalten das Kukident-Haft-Pulver in einer neutralen Plastikflasche mit 50 g Inhalt für 2.40 DM oder in der Blechstreudose mit 25 g Inhalt für 1.50 DM. Sie sparen also 60 Dpf., wenn Sie die blaue Plastikflasche kaufen. Das Kukident-Haft-Pulver extra stark ist in einer weißen Plastikflasche für 2.40 DM erhältlich. Achten Sie bitte bei dem Einkauf darauf, daß Sie die richtige Packung erhalten. Eine Probetube Kukident-Haft-Creme kostet 1 DM, die große Tube mit dem zweieinhalbfachen Inhalt 1.80 DM.

Für Zahnprothesen mit Saugern gibt es die rosafarbenen Kukident-Saugplättchen in Beuteln mit 10 Stück für 75 Dpf. in zwei Größen.

Zur selbsttätigen Reinigung

hat sich das Kukident-Reinigungs-Pulver seit Jahrzehnten millionenfach bewährt. Ein Kaffeelöffel davon wird in einem halben Glas Wasser verrührt und das künstliche Gebiß über Nacht hineingelegt. Am nächsten Morgen ist es strahlend sauber, frisch und geruchfrei — und alles ohne Bürste, ohne Mühe, völlig selbsttätig. Sogar Raucherflecke werden in der Kukident-Lösung mit beseitigt. Niemand ahnt etwas davon, daß Sie ein künstliches Gebiß tragen, weil die Zähne wie echte wirken. Hüten Sie Ihr Geheimnis! Benutzen Sie Kukident!

Sie erhalten das Kukident-Reinigungs-Pulver in der Normal-Packung für 1.50 DM, in der vorteilhaften großen Packung für 2.50 DM.

Sollten Sie Ihr künstliches Gebiß auch nachts tragen und es morgens sehr eilig haben, dann empfehlen wir Ihnen den Kukident-Schnell-Reiniger. Sie erzielen damit innerhalb von etwa 30 Minuten die gleiche Wirkung wie mit dem normalen Kukident-Reinigungs-Pulver über Nacht. Eine Packung Kukident-Schnell-Reiniger kostet 3 DM.

Durch Kukident können künstliche Gebisse niemals entfärbt werden; sie behalten also ihre natürliche Farbe und ihr schönes Aussehen.

Aber auch mit der Bürste

können Sie Ihre Zahnprothese reinigen, wenn Sie diese Art vorziehen sollten. Zu diesem Zweck gibt es die Kukident-Zahnreinigungs-Creme für 1 DM und die zweiteilige Kukident-Spezial-Prothesenbürste mit 15 Borstenreihen für 1.50 DM.

Das neuartige Kukident-Gaumenöl

sollte von allen Prothesenträgern, die eine neue Prothese erhalten, von Anfang an benutzt werden, um die Gewöhnungszeit zu verkürzen, die Mundschleimhaut geschmeidig zu erhalten und unangenehme Reizungen und schmerzende Druckstellen zu verhüten.

Aber auch für diejenigen, die schon seit Jahren ein künstliches Gebiß besitzen, wird sich das Tragen wesentlich angenehmer gestalten, wenn sie die Gaumen und Kiefer vor dem Schlafengehen mit dem Kukident-Gaumenöl einreiben, da schwammig gewordenes Zahnfleisch bald wieder glatt wird. Das Anpassungsvermögen der Prothese wird dadurch wesentlich erhöht.

Das Kukident-Gaumenöl ist in einer Plastik-Tropfflasche für 1.50 DM erhältlich.

Wer es kennt - nimmt *Kukident*

KUKIROL-FABRIK KURT KRISP K. G., WEINHEIM (BERGSTRASSE)



Erfüllter Traum vom eigenen Heim

Bauzeit 6 Wochen



Es gibt 3,4 Millionen Bausparer in der Bundesrepublik. Sie träumen vom eigenen Heim im Grünen. Ihr Traum kann schneller erfüllt werden, wenn die Bauteile in großer Serie vom Fließband rollen. Dann ist die Bauzeit kurz und der Preis wesentlich niedriger

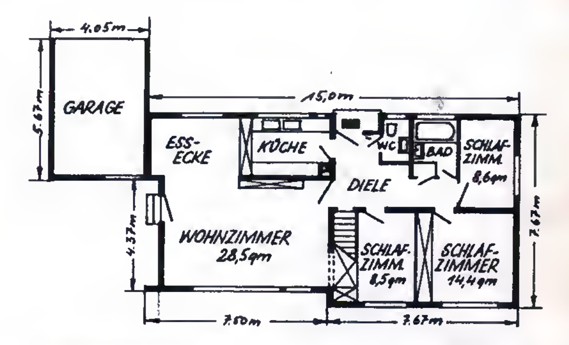


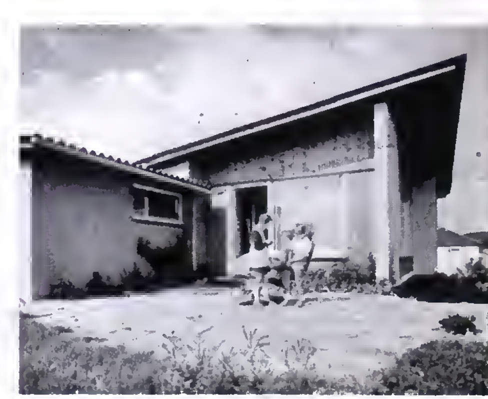
Nach den Wünschen des Bauherrn wurde dieses Eigenheim errichtet. Es ist also kein Typenhaus. Auf den ersten Blick ist es von einem auf herkömmliche Art gemauerten Haus nicht zu unterscheiden, obwohl ein wesentlicher Unterschied besteht: Die Bauzeit betrug nur sechs Wochen, weil das Haus hauptsächlich aus vorgefertigten Bauelementen zusammengesetzt ist. Nach dieser Methode werden heute in den USA über 80 Prozent aller Einfamilienhäuser erstellt. Ein weiterer Vorteil: Das Haus braucht nicht erst zu trocknen und ist sofort bezugsfertig





Fertig aus der Fabrik kommen die Bauelemente dieses Typenhauses: Zum einen sind es großflächige Holzelemente komplett mit Fenstern versehen, zum anderen verputzte Zwischenstücke. Alle Wandelemente sind 62,5 cm breit und werden nach dem Baukastensystem zusammengesetzt. Je schmaler die Elemente, desto leichter der Transport und desto größer die Variationsmöglichkeiten. Die Fachleute bedauern, daß hierzulande nicht soviel Holz zum Fertighausbau verwendet wird wie beispielsweise in Skandinavien

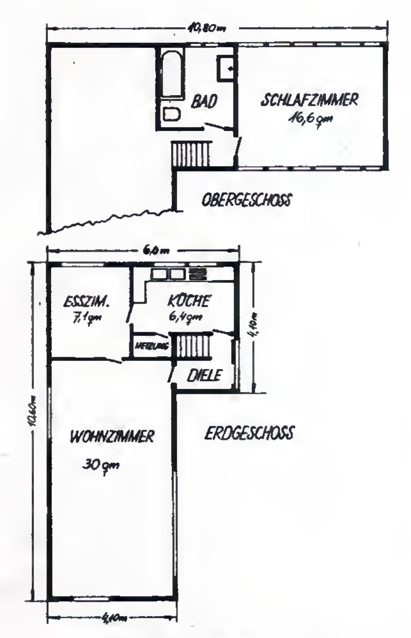




Für 70000 Mark komplett mit Küche, Bad, Heizung und Einbauschränken ausgestattet. Das Haus ist nach Süden ausgerichtet. Vom Wohnraum, der über eine Rasenfläche einen weiten Blick ins Land bietet, gelangt man zu dem offenen Sitzplatz, den die rechtwinklig angebaute Garage von der Straßenseite trennt

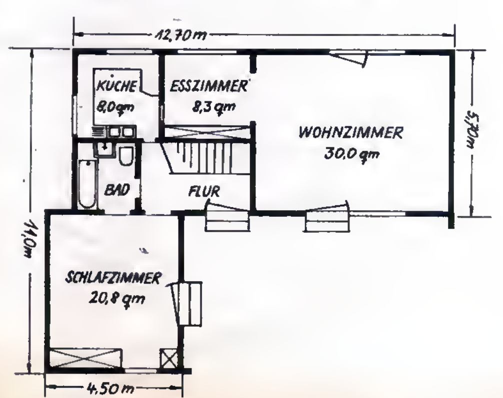
Für hohe Ansprüche und für jedermann

Fortsetzung:
Erfüllter Traum vom eigenen Heim



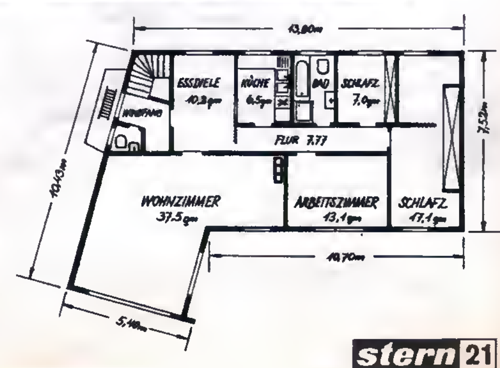
Nicht für jedermann, aber auch nicht unerschwinglich ist dieses Einfamilienhaus, denn der Bauherr sparte erheblich durch die Verwendung von Holzfertigteilen. Es sind in Belgien vorgefertigte „Elemente", die im Längs- und im Quertrakt komplett mit Fenstern eingesetzt wurden. Die Stirnwände vorn links und hinten rechts sowie der verbindende Mittelteil, in dem sich Küche, Badezimmer und Heizungsanlage befinden, wurden in herkömmlicher Bauweise errichtet. Die offene Einfahrt ersetzt eine Garage. Im Ganzen: eine interessante Lösung, die noch erheblich billiger ausgeführt werden könnte, wenn man ein solches Haus gänzlich aus vorgefertigten Bauteilen errichtete. Preis mit Ausstattung: etwa 135 000 DM.

Als Alterssitz ließ sich ein Apotheker-Ehepaar dieses Haus mit einer Wohnfläche von 90 qm errichten. Preis: 45 000 DM (vollkommen ausgestattet). Im Untergeschoß des Winkelbaues befinden sich noch ein Gästezimmer und eine Garage. Das Haus wurde nach dem Baukastensystem mit vorgefertigten, genormten Elementen entsprechend den Wünschen des Bauherrn erstellt. Im Gegensatz zum echten Fertighaus handelt es sich um einen Rohbau, der an der Baustelle vollendet wird. „Westdeutschland", so äußerte kürzlich ein bekannter Architekt, „liegt auf diesem Gebiet noch weit zurück. Was es hier an Fertighäusern gibt, sind teils gute Ansätze, teils unbefriedigende Kompromisse. Die angebotenen Konstruktionen sind mit wenigen Ausnahmen Halbfertighäuser, die bis zum Einzug des Käufers noch zusätzlicher Arbeiten bedürfen"





Für Familien mit Kindern. Lediglich die Wandelemente dieses massiven Hauses kommen aus der Fabrik. Alle anderen Arbeiten werden „bauseitig erstellt", wie die Fachleute es nennen. Der Hersteller nimmt dem Bauherrn jedoch jede weitere Arbeit ab und übergibt das Haus schlüsselfertig. Je nach Wohnfläche (von 54 bis 140 qm) kosten die einzelnen Typen zwischen 42 000 und 85 000 DM. Darin enthalten sind Einbauschränke, voll eingerichtete Küche und Bad, Zentralheizung, das Fundament und die Anschlüsse an die Versorgungsleitungen. Beachtlich ist die Wärmeisolierung, weil sie wesentlich über der vorgeschriebenen Norm liegt, so daß der Käufer erheblich an Heizkosten spart. Der abgebildete Typ ist 119 qm groß und kostet alles in allem 76 000 DM



Komplettes Haus aus der Fabrik

Fortsetzung: Erfüllter Traum vom eigenen Heim

Das aufgeschnittene Modell des neuesten deutschen Fertighauses. Eine Wohnungsbaugesellschaft will mit solchen Häusern mehrere



Die Gartenseite: Vorratsraum, Wohn- und Schlafzimmer

Vorbild war Amerika. Mit 85 qm Wohnfläche ist dies der kleinste Typ des neuesten deutschen Fertighauses. Im Preis von 48 000 DM einbegriffen sind mehrere begehbare Einbauschränke. Der Wohnraum ist mit einem Teppich ausgelegt, die übrigen Räume haben Kunststoffböden. Küche und Bad werden elektrisch belüftet. Die Garage bietet Platz für ein Auto, ein Moped und Gartengeräte. Die Außenwand des Vorratsraumes kann auf Wunsch gegen Mehrpreis gemauert werden. Die normale Ausführung sieht Fertigteile vor. Bei dem mittleren und dem großen Typ sind die Garage und der Vorratsraum zurückgesetzt, so daß ein windgeschützter Sitzplatz entsteht



Die Küche ist vollständig eingerichtet

Nach elf Stunden ist schon Richtfest

Seit einigen Wochen steht dieses Fertighaus im Hamburger Stadtteil Bahrenfeld. Seitdem sind Zehntausende von Menschen durch die Räume gegangen und haben alle Einbauten begutachtet.

Das Haus wurde nach amerikanischem Vorbild entwickelt und wird in drei verschiedenen Typen geliefert. Bei der kompletten Innenausstattung ist der kleine Typ mit 48 000 DM verblüffend billig.

Vor allem sind die Hersteller konsequent gewesen: Dieses Haus ist in allen Teilen ein Serienprodukt; es wird in „Elementen" zum Bauplatz geschafft und montiert. Im Gegensatz dazu sind die meisten „Fertighäuser" nur Halbfertig-Produkte, weil noch zu viele Einzelarbeiten am Bauplatz in der herkömmlichen Weise ausgeführt werden müssen; zum Beispiel die Errichtung des Daches, die Innenausstattung oder die Verkleidung der Fassade.

Das Hamburger Unternehmen hat bereits einen Auftrag über 33 Häuser erhalten. In Egenbüttel bei Hamburg sollen diese Typen mit Fundament, volleingerichteter Küche, Zentralheizung, Garage und allen Versorgungsanschlüssen den neuen Besitzern übergeben werden. Damit entsteht die erste echte Fertighaus-Siedlung in Westdeutschland.

Vorteile des Fertighauses sind:

- der Käufer spart durch kurze Bauzeit;
- der Käufer kann das von ihm gewünschte Haus als Modell sehen;
- der Käufer weiß, was er an Einrichtungen mitgeliefert bekommt;
- der Kaufpreis ist ein Endpreis, der alle Nebenkosten einschließt;
- das Haus wird trocken und schlüsselfertig übergeben.

Die bekanntesten Hersteller von Fertig- und Halbfertighäusern in der Bundesrepublik sind: Behrens, Glogner & Co, Hamburg; Bossert, Stuttgart; Ingolstädter Holzhaus, Ingolstadt; Isartaler Holzhaus, München; Nordmarkhaus, Albersdorf (Holst.); Otto Kreibaum, Lauenstein (Hann.); ROLU-Normenbau, Rottenburg/Neckar; Schwedenhaus-Bau, Düsseldorf; Schwedisches Elementhaus, Kiel; Vibro-Betonsteinwerk, Elmshorn.

Wohnsiedlungen bauen



Unter dem Schiebefenster des Wohnraums liegt die Fußleistenheizung



Ein Beispiel für die Montage eines Fertighauses, wie es im Buche steht: In den Kisten die Bauteile, alle vorfabriziert



Zwei Stunden später: Die ersten Bauelemente sind zu Wänden gefügt. Aber nicht alle Fertighäuser sind so durchkonstruiert



Fünf Stunden danach: Drei Wände sind schon errichtet. Außer den vier Monteuren ist dabei kein Handwerker erforderlich



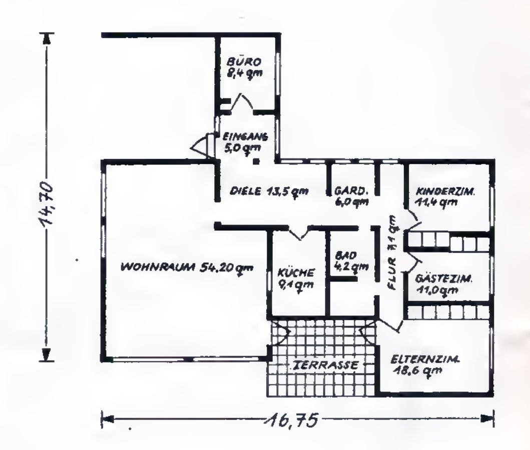
Elf Stunden nach Montagebeginn kann Richtfest gefeiert werden. Zwei Wochen später ist das „Elemente"-Haus bezugsfertig

Nach Wunsch oder genormt

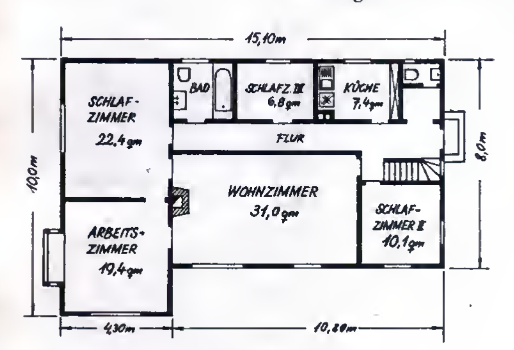
Fortsetzung: Erfüllter Traum vom eigenen Heim



Individuelles Montagehaus. Der schwedische Hersteller liefert keine Standard-Typen, sondern nur einzelne Elemente aus Holz. Der Bauherr kann seine Wünsche bezüglich der Größe und der Aufteilung der verschiedenen Räume angeben, dann wird das Fundament gelegt und das Haus montiert. Bei einer Wohnfläche von etwa 150 qm, mit Unterstellplatz für zwei Wagen, kostet das Haus schlüsselfertig etwa 75 000 DM

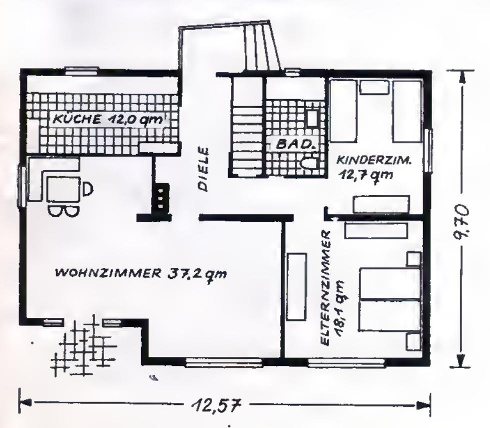


In Bayern begehrt. Dieses Landhaus mit einer Wohnfläche von 177 qm ist kein Fertighaus im eigentlichen Sinne. Die Mehrzahl der Einzelteile ist genormt. Auf diese Weise kann der Hersteller rationeller arbeiten. Das vorherrschende Baumaterial ist Holz, das sich für die Fertigbauweise besonders eignet, wie die amerikanischen und skandinavischen Beispiele beweisen. Der Preis des eingerichteten Hauses beträgt 70 000 DM





Bungalow mit Walmdach. Nach Angabe der Hersteller ist dieses Einfamilienhaus in fünf Tagen zu errichten. Es besteht aus vorgefertigten Großelementen, die an der Baustelle von einigen wenigen Handwerkern montiert werden. Es gibt drei Größen: 91, 114 und 148 qm. Das Dach kann ausgebaut werden. Der mittlere Typ (Foto) kostet komplett mit ausgebautem Dach 44 000 DM. Hinzu kommen die Transportkosten





Ich kann ganz sicher sein:
mein
Mund
ist frisch
und rein

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist



nachweislich zur Pflege der Zähne und des Mundes besonders zu empfehlen

ODOL WERKE



100-01-1



Die erste Reise: *Die junge Familie des farbigen Unterhaltungskünstlers Sammy Davis, seine blonde Frau May Britt und das 30 Tage alte Baby Tracey Hillivi, schifft sich in diesen Tagen nach London ein, wo Papa Davis ein Gastspiel zu absolvieren hat. Davis wohnt in Las Vegas, wo er einen Nachtklub besitzt*

Das letzte Telefonat: *Jahrelang hat Shirley MacLaines fünfjährige Tochter Stephanie den Kontakt mit ihrem Papa telefonisch aufrechterhalten müssen. Jetzt konnte sie „Auf Wiedersehen in Tokio" sagen. Shirley MacLaine hat nämlich alle Zelte in Hollywood abgebrochen und wird künftig bei ihrem Produzenten-Gatten Steve Parker in Japan wohnen. Sie gedenkt nach Möglichkeit ihre Filme dort zu drehen und nur noch Gastspiele in den Vereinigten Staaten zu geben*



Warum eilt Armin Hary, der Mann mit den schnellsten Beinen der Welt, so oft und so freudig nach München? Der Grund heißt Edith Lugner und wohnt in Unterschleißheim. Armin lernte Edith bei ihrem Auftritt in dem Nachtlokal „Moulin Rouge" kennen und war offensichtlich angezogen von der Schau, die sie dort ausgezogen aufs Parkett legte. Zweifler können sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der Hary-Behauptung überzeugen, daß Edith seine Freundin mit den schönsten Beinen sei. So zieht es die schnellen Beine zu den schönen Beinen ...

Die neue Schlagerparade

Titel der erfolgreichsten Schlager des Monats Juli:

1. Wie damals in Paris (Blue Diamonds)
2. Danke für die Blumen (Siw Malmkvist)
3. Das kann morgen vorbei sein (Heidi Brühl)
4. Schöner fremder Mann (Connie Francis)
5. Weites Land (Nina und Jimmy)

Abgesandte des wegen seiner Sparsamkeit berühmten Berliner Filmproduzenten Brauner suchten an der Riviera nach einem alten Packard, Baujahr 1936 bis 1939, der dringend für Filmaufnahmen benötigt wurde. Schließlich stöberten sie in einem kleinen Fischernest ein solches Vehikel auf. Als Besitzer des Prunkstücks wurde der New Yorker Kardinal Spellman ausgewiesen, der dort seinen Feriensitz hat. Alle Überredungskünste der Filmleute, ihnen den Wagen einige Tage gegen angemessene Gebühr auszuleihen, fruchteten nichts. Der Vermögensverwalter des Kardinals blieb hart: Entweder kaufen oder verzichten. Die Filmleute begannen sicherheitshalber, bevor sie widerwillig zur Brieftasche griffen, zu feilschen: Sie bekamen das Schmuckstück für ganze 2200 DM. Als Leihgebühren hatten sie 3000 DM veranschlagt ...

Zu ungewöhnlichen Maßnahmen zwecks Steigerung seiner schwindsüchtigen Popularität griff Peter Kraus: In seiner nächsten Fernseh-Show wird er sich mit Hilfe ungewöhnlich tüchtiger Maskenbildner nicht nur als Graf Bobby, sondern auch als – Brigitte Bardot aufmotzen lassen. Petronius, sonst eine Frohnatur, findet absolut keinen Gefallen an diesem „Spaß". Da gefällt ihm schon besser ein Witz, den er kürzlich im Rundfunk hörte: Ein Pferd erscheint mürrisch bei einem Zahnarzt und verlangt barsch, daß man ihm alle Zähne entferne. Nach dieser Prozedur wirft es einen Blick in den Spiegel, strahlt verzückt und lispelt: „Jetzt soll noch mal einer behaupten, ich sähe aus wie Peter Kraus!"

Das Landhaus Heidelberg in Nähe des Filmateliers Göttingen ist so idyllisch gelegen, daß man dort ungestört fröhliche Spiele aller Art machen kann. Auch Robert Freytag und Maria Sebaldt, die sich dort einquartiert haben, bilden keine Ausnahme. Immer, wenn sich ein Wagen dem Landhaus nähert, spielen sie – Verstecken.

Das Münchner Starlet Cora Roberts bemühte einen Rechtsanwalt, um ihren Vertragsbruch für den Film „Immer wenn es Nacht wird" zu begründen. Nach Meinung der roten Cora könne es ihr nicht zugemutet werden, in einem „Geschlechtskrankenfilm" zu spielen. Darum erschien sie nicht zu den Dreharbeiten. Abgesehen davon, daß es um besagtes Problem in diesem Film nur am Rande geht, hat sich Cora Roberts bisher nicht so feinfühlig gezeigt. Petronius erinnert sich an gewisse Bilder aus der Exportfassung des Machwerks „Unser Wunderland bei Nacht", in dem Cora Roberts an hervorragender Stelle (auf einem Tisch) exhibitionistisch tätig war.

Frohe Kunde für vollschlanke Damen: Petronius hatte in der vergangenen Woche ein neues Foto der zur Walküre aufgelaufenen Schwedin Anita Ekberg veröffentlicht. Als Anita das Bild zu Gesicht bekam, wurde sie von Journalisten gefragt, ob sie sich nicht ein wenig um ihre schlanke Taille sorge. Anita lachte herzhaft: „Ihr Geschmack ist von gestern, meine Herren, Männer, auf die es mir ankommt, schwärmen heute von molligen, nicht von knochigen Figuren ..."

Seit die junge Edeltraut Elsner kürzlich mit Helmut Käutner auf Premierentournee für den Ufa-Film „Schwarzer Kies" (neue Definition für die Ufa: Seid verschlungen, Millionen!) gehen durfte, legt sie besonderen Wert auf die Bezeichnung „junge Schauspielerin". Edeltraut versicherte, sie hasse alles, was mit „Sternchenrummel und so" zusammenhänge. Anschließend schritt die ambitionierte Dame zum Vereinsfest eines Berliner Karikaturistenklubs, wo sie lautstark zur Schönsten des Abends gekürt und mit dem Titel „Miss Kudamm" bedacht wurde.

Filme des Monats

Im Monat Juli hießen die erfolgreichsten Filme:

1. Taxi nach Tobruk
2. Bei Pichler stimmt die Kasse nicht
3. Es begann in Neapel
4. Rocco und seine Brüder
5. Gorgo



Certes, PLAYER'S se fûme aussi en* Belgique



* Die belgische Stewardeß sagt es Ihnen: „PLAYER'S Cigaretten gibt es auch in Belgien."

PL 106

PLAYER'S Cigaretten sind in der ganzen Welt beliebt.
In 137 Ländern.

Das macht PLAYER'S Cigaretten so weltberühmt:
ihr international hohes Geschmacksniveau
die erlesensten Tabake aus aller Welt
ihr unverkennbar feines Aroma
ihre würzige Leichtigkeit.

Mit Filter: P & S

Rauche – staune – gute Laune

JUSTIZMORD

Der Fall Maria Rohrbach ist abgeschlossen, ein verhängnisvolles Fehlurteil ist korrigiert. Aber wir können uns damit nicht zufrieden geben. Denn es gibt nicht nur einen Fall Rohrbach, nicht nur einen Dr. Heukamp, nicht nur einen Professor Specht an deutschen Gerichten. In jahrelanger Arbeit hat Henry Kolarz zahllose Indizienurteile überprüft. Fast immer erwies sich, daß die Gerichte mit großer Sorgfalt, unabhängig von Gefühlen und Vorurteilen, Recht sprachen. Aber solange sich die Justiz sträubt, Fehlurteile zu korrigieren, können wir nicht schweigen. Eines dieser Fehlurteile, das sich nur auf Indizien stützt, wollen wir heute untersuchen: den Fall Meitz.

HENRY KOLARZ



Reinhard Meitz hat nie die Tat gestanden, die man ihm vorwirft. Auch dann nicht, als man ihn in Handschellen an das Grab des Opfers führte

Der Mann mit der Schere

Man hat dem 56jährigen Reinhard Meitz im Zuchthaus Bruchsal eine Einzelzelle geben müssen. Dabei mögen ihn seine Mithäftlinge ganz gern — sie halten Meitz für einen harmlosen Kauz. Aber sie führen Klage darüber, daß er ihnen ständig mit seinen Unschuldsbeteuerungen in den Ohren liege.

Reinhard Meitz hat jedoch keine andere Gelegenheit, seinen Fall vorzubringen. Am 2. August 1955 wurde er wegen Totschlags an seiner Geliebten zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, und das Verfahren gegen ihn ist rechtskräftig abgeschlossen.

Damals, im Jahre 1955, war sein Prozeß das Tagesgespräch von Heidelberg. Heute ist er fast vergessen.

Aber dieser Mann darf nicht vergessen werden, solange Zweifel an seiner Schuld bestehen.

Die Justiz hat sich bisher dagegen gesträubt, seinen Fall in einem Wiederaufnahmeverfahren noch einmal aufzurollen.

Dann werden wir es eben tun. Denn wir fühlen uns auf eine fatale Weise an den berüchtigten ersten Rohrbach-Prozeß erinnert. Auch gegen Reinhard Meitz hatte die Polizei einseitig ermittelt, trat eine zweifelhafte Kronzeugin auf, kam das entscheidende Gutachten auf eine sehr sonderbare Weise zustande.

Auch gegen Reinhard Meitz gibt es keinen direkten Beweis, keine Tatwaffe, kein Geständnis. Nicht einmal die Tatzeit steht eindeutig fest — wie im Fall Rohrbach.

Auch im Fall Meitz hat das Schwur-

Weiter auf der übernächsten Seite

. . . und für die Wäsche Wipp-perfekt!

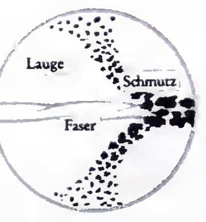
wipp perfekt

Unter dem Mikroskop sieht man den schonenden Waschvorgang von Wipp-perfekt:

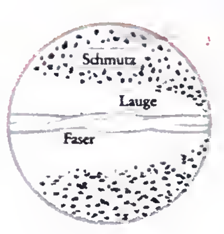
ablösen
Ganz behutsam und schonend schiebt sich die extra milde Lauge zwischen Schmutz und Faser. Die Wäsche wird nicht strapaziert.



abheben
Der Schmutz wird einfach abgehoben und in kleinste Teilchen zerlegt.



wegschwemmen
Die Wipp-perfekt-Lauge hält diese kleinen Schmutzteilchen in der Schwebe. Der Schmutz kann nicht wieder auf die Wäsche aufziehen.



. . . so leicht wird Wäsche wieder schön

So einleuchtend – so entscheidend: Für die nächste Wäsche – für alle Wäsche Wipp-perfekt. Doppelpaket DM 1,25

W 14/61

Der Mann mit der Schere

Fortsetzung von Seite 28



Das Opfer Helene Friebe, eine etwas leichtlebige Serviererin, hatte viele Freunde. Einer davon war Meitz. Allzu flink entschied die Polizei: Nur er war der Täter

gericht fehlende Beweise durch Vermutungen und Wahrscheinlichkeitstheorien ersetzt. Doch leider ist die Wahrheit so eigensinnig, daß sie sich nicht immer nach den Annahmen eines Schwurgerichts richtet.

Wir wissen nicht, ob Reinhard Meitz die Tat begangen hat oder nicht – im Gegensatz zu dem Gericht, das den Mann verurteilt hat. Uns liegen alle Aussagen und Indizien gegen Reinhard Meitz vor, mit deren Hilfe sich das Gericht sein Urteil gebildet hatte. Wir haben darüber hinaus Material gesammelt, das dem Gericht nicht zur Verfügung stand. Und heute sind wir der Überzeugung, daß man Meitz auf keinen Fall hätte verurteilen dürfen.

Deshalb wollen wir seinen Fall hier untersuchen.

*

Die beiden Hauptfiguren dieses Falles sind die 36jährige Helene Friebe, ein ansehnliches, etwas leichtlebiges Servierfräulein, und ihr Geliebter Reinhard Meitz, ein versponnener Sonderling, der sich Schriftsteller nannte, von Arbeitslosenunterstützung lebte und der wie viele Gescheiterte in einer Welt von Wunschvorstellungen lebte.

Wie der Fall Rohrbach, so beginnt auch der Fall Meitz in einer Mansardenwohnung. Es war die Wohnung Helene Friebes in Heidelberg, Hauptstraße 202. Das „Café am Markt", in dem sie arbeitete, lag im Erdgeschoß des gleichen Hauses.

Ende Juli 1954 ließ sich Helene Friebe von dem Café-Besitzer Schneider beurlauben. Sie wollte für wenige Tage zu Verwandten nach Hetzbach im Odenwald fahren. Am 6. August wollte sie wieder ihre Arbeit aufnehmen.

Sie kam nicht. Erst am 12. August erfuhr das Ehepaar Schneider, daß Helene Friebe schon seit dem 4. August wieder in Heidelberg war. Da stieg Frau Schneider die enge Treppe zur Wohnung der Serviererin hinauf, um nach dem Rechten zu sehen.

Als ihr niemand öffnete, rief sie die Polizei an. Ein Wachtmeister brachte einen Schlosser mit, sie brachen die Wohnungstür auf – und prallten entsetzt zurück: Im Wohnzimmer lag die Leiche der Friebe. Sie war bereits in Verwesung übergegangen.

An einen Mord dachte zunächst niemand. Helene Friebe war angekleidet, das Zimmer war aufgeräumt. Keine Spuren eines Kampfes.

Erst als der herbeigerufene Polizeiarzt den Körper umdrehte, entdeckte er im Rücken eine Stichwunde. Er alarmierte die Mordkommission.

Ein merkwürdiger Brief aus der Zone

Bevor sie kam, vertrieb sich der Polizeiarzt die Wartezeit damit, auf eigene Faust ein wenig Detektiv zu spielen. Er durchsuchte alle Schränke und Schubladen, und wenn es überhaupt Spuren am Tatort gegeben hatte, dann waren sie vielleicht schon verwischt, ehe sie von den Spezialisten der Mordkommission aufgenommen werden konnten.

Seltsamerweise hat die Polizei auch gar nicht versucht, Fuß- und Fingerabdrücke zu sichern. Und als sich später im Prozeß der Verteidiger über die Unterlassung dieser selbstverständlichen Routinemaßnahme beklagte, weil dadurch mögliche Hinweise auf andere Täter unbeachtet geblieben waren, gab ihm der Vorsitzende, Landgerichtspräsident Dr. Anschütz, die bemerkenswerte Antwort: „Wenn man das damals getan hätte, dann hätten es nur die Spuren des Angeklagten sein können."

Nichts kennzeichnet besser als dieser Satz den Geist der Voreingenommenheit, in der der Prozeß gegen Meitz geführt wurde.

Und genau wie im Fall Rohrbach zog diese gefährliche Voreingenommenheit sich wie ein roter Faden durch alle Instanzen, die mit der Aufklärung des Falles Meitz zu tun hatten.

Es begann mit der Kriminalpolizei, die sich nur allzu flink ihr endgültiges Urteil bildete. Kommissar Speck hatte ein bißchen im Haus herumgehorcht und erfahren, daß die Friebe mit einem etwas wunderlichen Mann befreundet war, mit einem gewissen Reinhard Meitz.

Wo steckte dieser Meitz?

Die Caféhausbesitzerin Schneider erinnerte sich, tags zuvor von Meitz einen Brief aus der Sowjetzone erhalten zu haben. Zufälligerweise hatte sie diesen Brief noch nicht weggeworfen. Er war auf einem Telegrammformular geschrieben und hatte folgenden Wortlaut:

Sehr geehrte Frau Schneider!

Ich träume Nacht für Nacht sehr schwer von der Hella (so nannte er Helene Friebe) und mache mir große Sorgen. Auch habe ich Angst um sie. Am Mittwoch war ich bei ihr. Sie nahm mir etwas aus der Tasche. Nach mir kam noch Besuch.

Freundliche Grüße

Reinhard Meitz

Bin bald zurück.

Dieser Brief war in der Tat ein Belastungsindiz gegen Meitz.

Als überdies noch der zukünftige Schwiegersohn des Caféhausbesitzers Schneider zu Protokoll gab, daß der wunderliche alte Mann häufig eine auseinandergenommene Schere bei sich trug, um sich gegen Wildschweine zu schützen, lag der Fall für die Polizei sonnenklar:

Meitz hatte die Friebe mit einer Scherenhälfte erstochen, war dann in die Sowjetzone geflüchtet und hatte den Brief an Frau Schneider geschrieben, um den Verdacht von sich abzulenken. Da in Helene Friebes Wohnung nichts fehlte, ein Raubmord also ausschied und auch keine Anzeichen eines Sexualverbrechens vorlagen, wurde als Tatmotiv Eifersucht angenommen.

Wenn Meitz aber wirklich der Täter war, dann hätte er kaum etwas Dümmeres anstellen können, als diesen Brief zu schreiben. Denn in diesem Brief hatte er nicht nur seine Flucht in die Sowjetzone verraten, sondern auch ungefragt zugegeben, daß er an jenem Mittwoch, ausgerechnet zur angenommenen Tatzeit, das Opfer besucht hatte.

Auf den ersten Blick mußte der Polizei die Reise in die Sowjetzone wie eine überstürzte Flucht erscheinen. Doch schon sehr bald sollte sich herausstellen, daß diese Reise schon seit langem geplant war.

Als sie den mutmaßlichen Täter ermittelt zu haben glaubte, bemühte sich die Polizei mit großem Eifer, aus der Wahrscheinlichkeit eine Gewißheit zu machen. Worum sie sich nicht bemühte, das war die Verfolgung anderer Spuren. Jetzt galt es nur noch, Meitz zu fangen und zu überführen.

Und was tat unterdessen der „flüchtige Mörder" Meitz?

Schon am Tage nach der Tat, am 5. August, tauchte er bei den Behörden der sächsischen Stadt Querfurt auf. Man erwartete ihn mit offenen Armen. Zuwanderer aus dem Westen sind Raritäten.

Was wollte der alte Kauz aus Heidelberg ausgerechnet in der Zone?

Meitz war zeitlebens beruflich gescheitert, und wie so viele Erfolglose hatte er die Schuld an seinem Versagen bei anderen gesucht. Er fühlte sich in der Bundesrepublik unverstanden, glaubte, daß seine Fähigkeiten hier brachlägen und daß man im anderen Deutschland auf verkannte Persönlichkeiten wie ihn nur wartete. Er dachte an leitende Positionen, bis er genug gespart hätte, um nach Heidelberg zurückzukehren und seine Braut Helene Friebe zu heiraten.

Es dauerte nicht lange, da merkte man auch im Osten, daß man es mit einem sanften Spinner zu tun hatte. Fortan trachtete jedes Amt danach, den lästigen Zuwanderer so schnell wie möglich abzuschieben. So wanderte der schrullige Alte von Behörde zu Behörde, bis ihn ein Ratsmitglied der Stadt Querfurt mit dem listigen Rat versah, nach Heidelberg zurückzukehren, um dort einen Kursus in Stenografie und Zinsberechnung zu absolvieren. Danach würde man ihn mit Freuden einstellen.

Und wieder einmal tat Meitz genau das, was ein flüchtiger Mörder zu allerletzt getan hätte: Er kehrte – nur zwölf Tage nach der Tat – schnurstracks nach Heidelberg zurück und lief, kaum daß er seine Wohnung betreten hatte, der Polizei in die Arme.

An dem tragischen Beispiel Meitz sollte es sich jetzt zeigen, daß ein Mensch, wenn er unter Mordverdacht steht, kaum etwas tun oder lassen kann, was ihn in den Augen einer voreingenommenen Polizei und Staatsanwaltschaft nicht belastet.

Meitz schreibt aus der Sowjetzone Briefe an Frau Schneider und Helene Friebe – aha: Er schlägt eine raffinierte Verschleierungstaktik ein.

Meitz kehrt zwölf Tage nach der Tat nach Heidelberg zurück – aha: Er stellt sich ahnungslos.

Meitz macht schon beim ersten Verhör kein Hehl daraus, daß er mitsamt seiner auseinandergenommenen Schere das Opfer am mutmaßlichen Abend der Tat besucht hatte – aha: Ihn quält das schlechte Gewissen.

Meitz sagt nach mehrstündigem Verhör: „Ich habe der Hella nichts getan" – aha: Er hat also gewußt, daß sie ermordet war.

Und das hätte er, will man der „Beweisführung" des Staatsanwalts und des Gerichts folgen, zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht wissen können; denn er kam ja aus der Zone, war vom Bahnhof direkt nach Hause gegangen und dort festgenommen worden, ohne vorher mit jemandem gesprochen zu haben.

Das Gericht, das Meitz einerseits Gerissenheit bescheinigt, traut ihm auf der anderen Seite eine geradezu ungeheuerliche Begriffsstutzigkeit zu. Ein Mann, der stundenlang verhört und dem immer wieder die Frage vorgelegt wird, warum er das Opfer in hilfloser Lage zurückgelassen habe – dieser Mann sollte da noch immer nicht kapiert haben, daß Helene Friebe etwas zugestoßen war?

Groteske Beweisführung

Übrigens wußte Meitz zu diesem Punkt eine durchaus plausible Erklärung vorzubringen: Bei seiner Verhaftung habe ihm jemand aus der Menschenmenge empört zugerufen: „Wären Sie gestern gekommen, dann hätten Sie mit zu der Beerdigung Ihrer Freundin gehen können."

Aber das nahm ihm das Gericht nicht ab.

Dabei hatte die Beerdigung tatsächlich am Tag vor seiner Festnahme stattgefunden. Von wem also hätte Meitz, der gerade vom Bahnhof kam und vor seiner Verhaftung mit niemandem gesprochen hatte, dies sonst erfahren sollen – wenn nicht durch einen Zuruf aus der Menge?

Zu welchen grotesken Ergebnissen es aber führen kann, aus dem Verhalten eines Verdächtigen nach der Tat Kombinationen über sein Schuldbewußtsein herzuleiten, das hat das Heukamp-Urteil gegen Maria Rohrbach gezeigt.

Diese Art von Beweisführung ist logischer Unsinn, was jedem mäßig intelligenten Bürger einleuchtet, der sich nur die Frage stellt: Um wieviel verdächtiger wäre Meitz erst gewesen, hätte er genau entgegengesetzt gehandelt?

Hätte er sich aus der Zone nicht gemeldet?

Wäre er im Osten untergetaucht, statt ausgerechnet nach Heidelberg zurückzukehren?

Hätte er geleugnet, am Tatabend mitsamt seiner Schere Helene Friebe besucht zu haben?

Hätte er gestanden, Helene Friebe erstochen zu haben?

Wenn man aus seinem Verhalten überhaupt einen Schluß ziehen kann, dann doch wohl nur diesen: Meitz hatte sich genauso benommen, wie man es von einem Schuldlosen in seiner Lage erwarten mußte.

So wirr der wunderliche alte Mann auch zu reden pflegte, so hart er der Geduld des Gerichts mit langatmigen Deklamationen zusetzte – immer blieb er konsequent bei seiner Darstellung, nie verwickelte er sich in Widersprüche, nie wurde er bei einer Lüge ertappt.

Nach seiner Version spielte sich an jenem Abend des 4. August 1954 folgendes ab:

Er wollte, wie er es oft tat, in den Wald gehen. Da er schon einmal von einem Wildschwein angefallen worden war, trug er die auseinandergenommene Schere bei sich. Die Sache mit der Schere war sein Tick, den viele Zeugen bestätigten.

Als Meitz nun gegen neun Uhr am

Weiter auf der übernächsten Seite


RENDEZVOUS DER PROMINENZ:
POLO auf Smith's Lawn, Schloß Windsor
Pfերde haben es gut im weiten »Great Park« von Royal Windsor on the Hill. Denn Königin Elisabeth II. reitet gern und ist den Thoroughbreds zugetan. Immer flattert die Standarte Ihrer Majestät vom Gästezelt auf Smith's Lawn, wenn, zum Wochenende, der Herzog von Edinburgh in den Polo Matches der Household Brigade als Captain seines Teams galoppiert . . .
Exklusiv und auf fünf Kontinenten geschätzt ist die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR. Geschmackssichere Kenner in aller Welt urteilen:
Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.
Waldorf-Astoria Cigaretten
1763 1848
ASTOR
ASTOR

Der Mann mit der Schere

Fortsetzung von Seite 30

Haus der Friebe vorbeiging, blickte er gewohnheitsmäßig hinauf und sah in ihrem Fenster Licht. Er war darüber erstaunt, er wußte ja nicht, daß sie schon aus Hetzbach zurück war – sie wollte erst morgen kommen.

Er ging hinauf, und die Friebe öffnete ihm. Sie emfing ihn mit Vorhaltungen, weil er ihr nach Hetzbach eine Postkarte geschrieben hatte. Sie genierte sich vor ihren Verwandten ein wenig seiner Bekanntschaft.

Als Meitz ihr erzählte, er wolle noch in den Wald, nahm sie ihm die beiden Scherenteile ab, weil sie es für gefährlich hielt, wenn er ständig damit herumlief.

Dann überredete sie ihn, endlich seinen Plan zu verwirklichen und in die Sowjetzone zu fahren. Er sagte, er habe kein Fahrgeld. Sie blickte nervös auf die Uhr und gab ihm 25 Mark. Sie nahm ihm das Versprechen ab, sofort die Reise anzutreten.

Ehe er ging, aßen sie gemeinsam aus einem Glas Marmelade, das die Friebe von ihren Verwandten aus Hetzbach mitgebracht hatte. Dann gab sie ihm als Wegzehrung eine Tüte Bonbons mit, drängte ihn zur Tür und entließ ihn mit einem Kuß.

Meitz war entschlossen, noch in der gleichen Nacht in die Zone zu fahren. So verließ er Helene Friebe gegen 9.30 Uhr in unternehmungslustiger Stimmung. Im dunklen Hauseingang sah er die Silhouette eines Mannes. Er überquerte die Straße, doch dann kamen ihm Bedenken. Was hatte der Mann dort zu suchen? Wollte er etwa zu Helene Friebe?

Am liebsten wäre Meitz umgekehrt. Aber er wagte es nicht, aus Furcht, seine Geliebte zu verärgern.

Statt dessen ging er zum Bahnhof, um die Fahrpläne zu studieren. Er entschied sich für den Zug um 1.55 Uhr nach Frankfurt, löste eine Fahrkarte und ging nach Hause.

Dann besuchte er im Hause seines Bruders, der verreist war, eine Frau Spindler, schenkte ihr ein paar Bonbons, trank in der Gaststätte „Zum Storchennest" ein Glas Bier, besuchte noch zweimal Frau Spindler und ging dann noch einmal in seine Wohnung.

Um 1.55 Uhr bestieg er den Zug nach Frankfurt, wo er in den Interzonenzug umstieg.

Soweit die Darstellung von Meitz.

Das Gericht nahm ihm im wesentlichen seine Darstellung ab.

Nur in einem entscheidenden Punkt entwickelte das Gericht eine eigene Theorie:

Nachdem Meitz Frau Spindler zum letztenmal verlassen hatte, war er noch einmal in der Wohnung der Friebe. Das Gericht mußte diese Tatsache irgendwie in seine Urteilsbegründung einbauen, nachdem eine Zeugin ausgesagt hatte, Meitz im Treppenflur des Hauses noch gegen halb zwölf Uhr nachts gesehen zu haben. Über die Glaubwürdigkeit dieser Aussage wird noch zu sprechen sein.

Aber die Frage, was er denn um diese Zeit noch bei Helene Friebe wollte, hatte auch das Gericht nicht klären können.

Hatte Meitz die Friebe erst um halb zwölf erstochen, nachdem alles für seine Flucht vorbereitet war?

Oder hatte er den Mord schon bei seinem ersten Besuch zwischen neun und halb zehn begangen? War er später nur noch einmal in die Wohnung zurückgekehrt, um nachträglich Spuren zu beseitigen?

In diesem Falle jedoch hätte die Mordkommission derartige Manipulationen am Tatort zweifellos feststellen müssen.

Was nun eigentlich wirklich an jenem Abend in Helene Friebes Wohnung vorgefallen war, konnte auch das Gericht nicht klären.

Der wichtigste Träger in dem wackligen Indiziengebäude gegen Meitz war die (freilich durch nichts bewiesene) Annahme, daß Helene Friebe am Abend des 4. August umgebracht worden sei – denn am 5. August war Meitz bereits in der Sowjetzone, was die Querfurter Behörden auf eine Rückfrage hin bestätigten.

Eine Rekonstruktion des entscheidenden Tages ergibt folgendes Bild:

Helene Friebe hatte an diesem 4. August 1954 nachmittags (und nicht vormittags, wie im Urteil festgestellt) Hetzbach im Odenwald verlassen. In Heidelberg angekommen, ging sie zu den Eheleuten Becker, die sie von früher kannte. Sie ließ ihren Koffer bei ihnen und lieh sich ein Fahrrad, um zum Baden zu fahren. Am linken Neckarufer traf sie mit mehreren Badenden und auch mit dem Zeugen Luithle zusammen.

Zwischen fünf und sechs Uhr am Nachmittag fuhr sie zurück und besuchte ein Kino. Erst zwischen 20.30 und 20.45 Uhr holte sie ihren Koffer bei der Familie Becker ab. Kurz vor 21 Uhr war sie in ihrer Wohnung.

Was in den Stunden darauf geschah, ist ungewiß.

Am Morgen des 6. August wollte sie ihre Arbeit im „Café am Markt" wieder aufnehmen. Da sie jedoch am 5. August, morgens, eine Verabredung mit ihrem Arzt nicht einhielt, nahm das Gericht an, daß sie zu diesem Zeitpunkt schon tot war.

Einen Beweis für diese Annahme gibt es freilich nicht, denn bei der Obduktion des erst eine Woche später aufgefundenen Leichnams war die Todeszeit nur noch annähernd zu bestimmen, wobei die Schätzungen zwischen drei Tagen und einer Woche differierten.

Immerhin gibt es einen klaren Hinweis darauf, daß Helene Friebe am Morgen des 5. August – also *nach* der Abreise von Meitz – noch gelebt hatte: In ihrer Wohnung wurde ein an sie adressierter Brief aufgefunden. Der Brief trug den Poststempel vom 4. August und war in Köln aufgegeben worden. Helene Friebe hätte ihn also frühestens mit der ersten Post am 5. August bekommen können.

Der Brief war geöffnet.

Meitz konnte den Brief nicht geöffnet haben, denn am Morgen des 5. August war er bereits unterwegs.

Wenn Helene Friebe, wofür alle Wahrscheinlichkeit spricht, den Brief selber geöffnet hatte, dann kann nicht Meitz der Täter gewesen sein.

Wer war der letzte Besucher?

Es gibt noch eine weitere Möglichkeit: Die Polizei hat den Brief geöffnet. Da es sich dabei jedoch um einen so heiklen Vorgang wie die Verletzung des Postgeheimnisses handelte, hätte der betreffende Beamte dies höchstwahrscheinlich protokolliert – was nicht geschehen ist.

Das Gericht hat es sich sehr einfach gemacht: Es hat diesen Brief, der ein Bestandteil der Ermittlungsakte war, in der Hauptverhandlung nicht zur Kenntnis genommen.

Aber selbst, wenn man trotz dieses Briefes die Annahme des Gerichts, Helene Friebe sei am Abend des 4. August umgekommen, als Tatsache unterstellt, so ist damit noch längst nicht bewiesen, daß Meitz ihr letzter Besucher war.

Es existieren nämlich zwei Zeugenaussagen, daß Helene Friebe Hetzbach nur deshalb vorzeitig verlassen hatte, weil sie angeblich am Abend des 4. August in Heidelberg „etwas Wichtiges" vorhatte.

Helene Friebe hatte also offenbar eine Verabredung.

Mit Meitz?

Kaum. Denn der ahnte ja nichts von ihrer vorzeitigen Rückkehr. Er nahm nur Verbindung mit ihr auf, weil er zufällig an dem Haus vorbeikam.

Wenn nicht mit Meitz – mit wem war sie dann verabredet? Vielleicht mit jenem Mann, den Meitz gegen halb zehn Uhr abends im Hausflur gesehen haben wollte?

Niemand wird behaupten können, das Gericht habe sich mit dieser Frage übertrieben sorgfältig befaßt.

Der Vorsitzende, Dr. Anschütz, bemerkte in der Urteilsbegründung la-

konisch: „Das Gericht ist auch der Überzeugung, daß nach dem Angeklagten kein anderer Mann das Zimmer der Helene Friebe betreten und die Friebe getötet hat. Da die Todeszeit nicht genau festgestellt, sondern nur auf Grund der besonderen Umstände näher bestimmt werden kann, ... besteht zwar theoretisch die Möglichkeit, daß noch ein anderer Mann die Friebe besucht haben kann."

Nanu – kann also nicht dieser letzte Besucher auch der Mörder gewesen sein?

Doch dem Gericht schien diese Beweisführung offenbar selbst nicht ganz stichhaltig, denn es bemerkte weiter: „Das Gericht ist aber in Übereinstimmung mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts ... davon ausgegangen, daß an die Bildung der richterlichen Überzeugung sehr hohe, aber keine überspitzten Anforderungen gestellt werden können."

Selten ist mit einer Entscheidung des Reichsgerichts, die ja immer so etwas wie ein Evangelium für die deutschen Gerichte ist, soviel Mißbrauch getrieben worden wie mit diesem Satz.

Wir halten diese Formulierung für äußerst unglücklich, denn wer will entscheiden, wo die „überspitzten Anforderungen" beginnen und wo sie aufhören?

Auf Seite 22 des Urteils stellt das Gericht fest: „Mit Männern bekam sie (Helene Friebe) schnell Kontakt, der oft nach kurzer Zeit zu intimem Verkehr führte. Im allgemeinen dauerten diese Liebesverhältnisse nur kurze Zeit."

Eine Seite weiter: „Bei den Hausbewohnern war nur Meitz als Freund der Friebe bekannt. Freundschaften der Friebe zu dritten Personen konnten nicht festgestellt werden, ebensowenig weitere Männerbekanntschaften."

Freilich haben Kriminalpolizei, der Staatsanwalt und das Gericht jede Mühe gescheut, festzustellen, mit welchen Männern Helene Friebe noch Umgang hatte.

Hätte dies schon die Polizei getan, dann wäre zweifellos ein stattlicher Kreis von Verdächtigen zustande gekommen.

Hinweise dafür gab es mehr als genug. So wußte schon am Tag der ersten Erhebungen am Tatort der Zeuge Teiner zu berichten, er habe gesehen, „wie Männer im Alter von etwa 25 bis 40 Jahren sich zu der Friebe auf ihr Zimmer geschlichen haben, wenn sie frei hatte. Diese Personen kamen gewöhnlich nach einer halben Stunde wieder zurück."

Auch der Tochter des Caféhausbesitzers Schneider war aufgefallen, daß „die Friebe sehr häufig Herrenbesuche auf ihrem Zimmer hatte."

Eine weitere Hausbewohnerin formulierte es drastischer: „Die Friebe war eine H ..., sie empfing in ihrem Zimmer dauernd Männer."

Sie konnte auch ein präzises Beispiel nennen: „Herr Schneider erzählte mir, daß die Friebe 1953 sechs Wochen lang mit einem Neger weg war."

Der Kriminalinspektor Speck verwertete diese Aussage in seinem Schlußbericht mit dem lapidaren Satz: „Ein Interesse an der Friebe zeigte nur Meitz."

Und das Gericht ging sogar noch weiter. Als hätte kein Zeuge jemals das Gegenteil behauptet, stellte es auf Seite 5 seiner Urteilsbegründung ungerührt fest:

„Männerbesuche, außer den Besuchen des Angeklagten Meitz, sind in den letzten Jahren im Hause nicht bekannt geworden."

Auf welcher Seite seines Urteils hat das Gericht nun recht: auf Seite 5, Seite 22 oder Seite 23.

So unklar wie die Feststellungen des Gerichts jedoch sind – so klar ist eins: Weder Polizei noch Staatsanwalt noch Gericht haben sich je bemüht, den vielen sich förmlich aufdrängenden Spuren auf andere mögliche Täter nachzugehen.

Wozu auch? Man hatte ja einen.

Fortsetzung im nächsten *stern*



stern motor



Immer am Ball bleiben erfordert bei dieser neuen Sportart erhebliches fahrerisches Geschick. Erfunden haben das „Autoball"-Spiel die Engländer, die auch gleich das Reglement festlegten: Jeweils drei Wagen bilden ein Mannschaft; die Wagentüren werden vor Spielbeginn ausgehängt; Fahrer und Beifahrer dürfen den Ball nur mit den Händen nach vorn schlagen. Gezählt wird wie beim Fußball: Die Mannschaft, die die meisten Tore herausfährt, hat gewonnen. Wegen seines Frontantriebes ist der DKW-Junior bei den Anhängern dieses sportlichen Vergnügens besonders beliebt

Neuheit von Mercedes Dementi von Opel

Ohne große Reklame haben die Daimler-Benz-Händler mit dem Verkauf eines neuen Modells begonnen: des **„Mercedes 220 SE Automatic"**. Es handelt sich um den bekannten 220 SE – allerdings mit vollautomatischem Borg-Warner-Getriebe, für das ein Aufpreis von 1400 DM berechnet wird. Der Verbrauch des Automatic-220 soll um etwa 8 bis 10 Prozent über dem des handgeschalteten Modells liegen. Lieferzeit für den „220 SE Automatic": mindestens 12 Monate. Die Mercedes-Neuerung soll noch vor der Frankfurter Automobil-Ausstellung auch offiziell vorgestellt werden ● **Opel** dementierte das Gerücht, im Herbst käme eine Coupé-Ausführung „Rekord" auf den Markt. Die Firma verlautbarte außerdem, sie wolle die Preise der Opel-Modelle nicht heraufsetzen ● Ein Autofahrer, der ohne genügenden Benzinvorrat die **Autobahn** befährt, handelt schuldhaft – entschied das Oberlandesgericht Hamm –, denn er muß voraussehen, daß er an einer ungeeigneten Stelle halten muß und dadurch andere Verkehrsteilnehmer behindert oder gefährdet ● Vom Ende der Karriere eines Sportfahrers besonderer Art kündet ein Inserat in der Zeitschrift „Das Auto – Motor und Sport". Der Text: „BMW 700 Coupé, 35 PS, 20 000 km, (rot), wegen Führerscheinentzugs zu verkaufen".



60 Pferde auf zwei Rädern: das 1961er Modell der Harley-Davidson

Der größte Hirsch aller Zeiten

Während bei uns das schwere Motorrad aus der Mode gekommen ist und leichte Maschinen, Mopeds und Mokicks den Markt beherrschen, bauen die Amerikaner nach wie vor ihre berühmte Harley-Davidson, das wohl schwerste Serienmotorrad der Welt. Das 1961er Modell dieses Zweiradmonstrums gibt es jetzt auch in der Bundesrepublik zu kaufen (Bild: die erste importierte 61er Harley-Davidson). Das Vergnügen, mit einem 1,2 Liter-Motorradmotor von 60 PS spazierenzufahren, kostet allerdings genausoviel wie ein guter Mittelklassewagen, nämlich etwa 8500 Mark (einschließlich Sonderausstattung und Zoll). Der dicke Brummer wiegt leer 330 Kilogramm und fährt spielend 190 km/st. Selbst auf überfüllten Autobahnen sind mit diesem Super-Zweirad noch beachtliche Schnitte möglich, weshalb auch die amerikanische Autobahn-Polizei auf die Marke Harley-Davidson schwört. Ihre Maschinen sind mit Sprechfunk ausgerüstet; die Fahrer tragen breite Ledergürtel mit Karabinerhaken, die am Sattel eingeklinkt werden.









Schnauferl für fast jeden Zweck

Je stromförmiger unsere Autos werden und je mehr sich die verschiedenen Marken einander ähneln, desto stärker scheint sich die Liebe der Automobilisten auf das Schnauferl, das Auto aus der Anfangszeit der Kraftfahrt, zu konzentrieren. Alte Autos in natürlicher Größe sind freilich teuer und selten, und so muß der Schnauferl-Liebhaber meist mit den verschiedenen Gebrauchsgegenständen vorliebnehmen, die alte Autos als Dekor tragen: Taschentücher, Feuerzeuge, Manschettenknöpfe oder Teller mit Bildern der alten Citroën-(1925), Ford-(1908 und 1896) und Opel-Modelle (1898)

Das sogenannte „Kleinkraftrad" hat sich einen großen Kreis von Freunden geschaffen. Viele bekannte Firmen haben diesen Zweiradtyp zu erstaunlicher Vollkommenheit entwickelt und dabei bewußt als Herz ihrer Maschinen den neuen Fichtel & Sachs-Motor LKH gewählt, einen Motor, der mit 50 ccm Hubraum 3,8 Pferdestärken leistet - Kraft genug für zügiges, sportliches Fahren, allein oder zu zweit, zur Arbeit oder zum Vergnügen. Und das kennzeichnet diesen Motor eindeutig als Erzeugnis aus dem Hause Fichtel & Sachs: seine hohe Leistung, sein ausgeprägt sportlicher Charakter sind nicht auf Kosten anderer Vorzüge erzwungen worden; in diesem Motor herrscht gesundes Gleichgewicht - der LKH ist ein Hochleistungsmotor, der gleichzeitig robust ist, zuverlässig und sicher. Wie alle Erzeugnisse von Fichtel & Sachs, wie die Freilaufnaben, die Stoßdämpfer, die Kupplungen und der Saxomat, so trägt auch der LKH zu Recht die Initialen F & S als Symbol für Fortschritt und Sicherheit, als Gütezeichen der Herkunft **aus dem Hause Fichtel & Sachs AG, Schweinfurt**

F&S Fichtel & Sachs - Fortschritt und Sicherheit



I/Ve 7/61



Ja – die ganze Familie freut sich, wenn es Langnese-Eiskrem gibt. Der schmeckt so sahnig. Ob als Nachtisch, zum Fernsehen oder zur Kaffeestunde – Langnese-Eiskrem ist immer wieder ein Genuß für die ganze Familie.

Die große Hauspackung reicht für 4–5 Personen.

Langnese
EISKREM
Fürst-Pückler-Art

Aufbewahrung kein Problem.

Gleich beim Kauf fest in eine Zeitung wickeln; so hält sich die Langnese Hauspackung 1 Stunde. Im Kühlschrank 2-3 und im Eiswürfelfach 12-14 Stunden.

Nimm sie mit nach Haus!

LF 61/2



XV.

Unsere Folge beendet den Bericht über Dr. Dohrns Kampf um die „Sterilisation" als Mittel der Empfängnisverhütung und erzählt die tragische Geschichte eines ungeliebten Kindes

Die geliebten und die ungeliebten Kinder

Dohrn ist heute ein Mann zwischen den Fronten. Der „Mann auf der Straße" ist für ihn, die katholische Kirche ist gegen ihn, die Kollegenschaft steht bis auf wenige Ausnahmen wartend abseits, und das Gesetz weiß mit dem Mann, der mit seinem Vorgehen in eine Lücke hineingestoßen hat, nichts Rechtes anzufangen. Die Justiz verzettelt die Zeit mit Ermittlungsverfahren, wo es notwendig wäre, die Paragraphen einmal durchzusehen und dem Gesetzgeber vorzuschlagen, sie wieder auf den Stand der Brauchbarkeit und Anwendbarkeit zu bringen.

Es ist bekannt, daß Dr. Dohrn wiederholt Frauen, die mit dem Erlaubnisschein der ärztlichen Gutachterstelle zu ihm kamen, um legal eine Schwangerschaft unterbrechen zu lassen, umgestimmt hat. Er hat ihnen zugeredet, das Kind auszutragen und hat erst nach der Entbindung die Ligatur vorgenommen. Er hat es abgelehnt, von der amtlichen Erlaubnis zur Abtreibung Gebrauch zu machen, die, auch mit dem Behördenstempel geschützt, für ihn ein Verbrechen gegen das keimende Leben bleibt. Er hat den Schein der Gutachterstelle unbenutzt zurückgeschickt und mit seiner Operation später dafür gesorgt, daß Frau und Behörde und andere Helfer einmal nicht mehr das Unrecht einer Abtreibung begehen können. Weil seine Operation verhindert, daß ein Keim heranwächst, der dann wieder der Vernichtung ausgesetzt ist.

Ich habe mit Kollegen Dr. Dohrns gesprochen, die den Mut und die Entschlossenheit des Mannes bewundern, der durch seine Tat konsequent dem Leben dient und die Vernichtung des Lebens bekämpft.

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten für den Gesetzgeber", sagen sie. „Zwei Möglichkeiten, die im Grunde das gleiche beinhalten. Der Gesetzgeber kann den § 218, den Paragraphen gegen die Abtreibung, nur aufrechterhalten, wenn er als Ausweg die Ligatur gesetzlich anerkennt, und umgekehrt: Der Gesetzgeber muß die Ligatur legalisieren, um das Verbrechen gegen das keimende Leben weiter bestrafen zu können."

Der Arzt aus Großburgwedel ist einer der wenigen Ärzte – der einzige, den ich kenne – der die Schwangerschaftsunterbrechung auch in legaler Form ablehnt. Er lehnt sie ab, weil er sie nicht braucht. Er hat – davon ist er leidenschaftlich überzeugt – eine bessere, sauberere Lösung anzubieten.

Diese Lösung als „Gefälligkeitsoperation" zu bezeichnen, wie es Professor Kirchhoff, der Göttinger Gynäkologe, in seinem Gutachten getan hat, wird der Einstellung und dem Vorgehen Dohrns weder moralisch noch sachlich gerecht.

Schönheitskorrekturen, kosmetische Operationen, die gewiß nicht „Heilzwecken", sondern der menschlichen Eitelkeit dienen, verstoßen in den Augen der Zunft merkwürdigerweise nicht gegen das ärztliche Ethos und werden nicht abwertend als „Gefälligkeitsoperationen" bezeichnet, während eine Operation, die hilft, seelische, soziale, familiäre und andere Ängste zu beseitigen, angeblich weniger der Heilung dienen soll als etwa ein Schnitt, der einen Eiterherd entfernt.

Die medizinischen Kapazitäten sind unsicher und wissen nicht recht, wie sie sich verhalten sollen. Das ist verständlich. Aber peinlich ist es, daß sie in dem Augenblick, da sie sich nicht mehr auf die Krücken irgendwelcher Gesetzesparagraphen stützen können, den Vorhang herunterlassen und sich hinter die „Würde des Standes" und das „ärztliche Ethos" zurückziehen, anstatt zu einer Notlage – in der sich nicht der Kollege, sondern das Leben befindet – aktiv helfend Stellung zu nehmen.

So geht die Szene auf dem Podium der Öffentlichkeit vor sich. Hinter den Kulissen, in der Praxis, sieht das freilich anders aus.

Als ein Kollege hörte, daß Dohrn seine sämtlichen Ligaturen säuberlich auf den Krankenblättern vermerkt habe, entfuhr es ihm: „Warum ist er denn so dumm und schreibt alles auf die Karten."

Denn die Operation, deretwegen man Dohrn heute angreift, wird von vielen Fachärzten längst stillschweigend vorgenommen. Auch in Großburgwedel kam die Sache zufällig durch die Anzeige eines mit Dohrn verfeindeten Kollegen erst nach 15 Jahren ins Rollen.

„Die Zeit arbeitet für uns. In wenigen Jahren wird es, wie heute schon

Weiter auf der nächsten Seite

Fortsetzung von Seite 37

in den USA, Japan, Indien, England, der Schweiz und anderen Ländern ein Gesetz geben, das die Ligatur erlaubt." Sehr ruhig und sehr sicher sagt das Dr. Dohrn. „Selbst die katholische Kirche, die mich öffentlich verurteilt, weil sie meine Tätigkeit als Eingriff in die göttliche Ordnung des Lebens ansieht, denkt in ihren Gliedern realistischer als in ihrer Lehre.

Eine meiner Patientinnen, die eine führende Stelle in der katholischen Frauenarbeit innehat, erzählte mir und erzählt jedem, der es hören will, von ihrem Kaplan, der die Frauen im Beichtstuhl immer wieder ermahne: „Reinigt eure Ehen von der ewigen Sünde der Abtreibung", und der sich auch nicht scheue, öffentlich einzugestehen: „Ich weiß, was Dr. Dohrn für die Frauen getan hat."

Die Geschichte einer Verfehlung

Es werden jeden Tag, jede Stunde überall auf der Welt ungewünschte Kinder geboren. Glücklicherweise aber machen Ärzte und Psychologen immer wieder die Erfahrung: Das Kind, einmal geboren, schafft schon Platz für sich selbst!

Es gibt natürlich auch andere Fälle, bei denen alle Umstände zusammenwirken, um zu verhindern, daß das ungewünschte Kind zum geliebten Kind wird.

Ein Leserbrief aus einem kleinen Ort aus der Schweiz: „Bis jetzt wurde in Ihren Artikeln immer bloß von dem Unrecht der Eltern gesprochen. Aber niemand redet von den Demütigungen und der Schande, unter denen ein uneheliches Kind sein ganzes Leben lang zu leiden hat. Für dieses Kind wäre es doch besser, wenn es gar nicht erst zur Welt gekommen wäre. Es hat ja doch kein Recht. Überall, bei jeder Bescheinigung, die es benötigt, beim Schuleintritt, in der Lehre und bei der Trauung stolpert es über das Wort: unehelich. Das erzeugt Hemmungen und Minderwertigkeitskomplexe, die ein normal geborener Mensch nie verstehen kann. Vielleicht bringen Sie über dieses Thema auch einige Worte ..."

Ein paar Worte? Wir wollen die Geschichte eines solchen Kindes erzählen, wie eine bekannte Berliner Frauenärztin sie miterlebt hat.

Die Geschichte beginnt im März 1946.

In der Sprechstunde der Ärztin, in einem westlichen Berliner Vorort, erschien eine Frau. Sie war weder hübsch noch häßlich. Auffallend war ihre große Niedergeschlagenheit. Die Ärztin schätzte sie auf Ende dreißig.

Die Besucherin wollte minutenlang nicht mit der Sprache heraus. Sie sei gekommen, um der Ärztin etwas Furchtbares zu eröffnen. Was es aber war, wollte sie nicht sagen.

Da wußte die Ärztin Bescheid. „Sie erwarten ein Kind?"

Die Frau nickte. „Ja. Und dieses Kind darf nie zur Welt kommen." Nach einer langen Pause sagte sie: „Ich bin vergewaltigt worden!"

„Von den Russen?"

„Nein, von einem Amerikaner ..."

Nun war es zwar im Frühjahr 1945 nichts Ungewöhnliches gewesen, daß Frauen, die von russischen Soldaten vergewaltigt worden waren, zu Ärzten kamen und um Unterbrechung der Schwangerschaft baten. Gewiß, es mochte auch vorgekommen sein, daß auch amerikanische oder englische Besatzungsangehörige sich an einer Frau vergingen. Aber im März 1946? Der Ärztin war kein derartiger Fall bekannt.

Sie stellte Fragen. Wo hatte sich die Vergewaltigung abgespielt?

„In unserer Wohnung ..."

Es stellte sich heraus, daß Frau Walter — wir wollen sie so nennen — wie viele andere deutsche Frauen damals für amerikanische Soldaten und Offiziere Wäsche gewaschen hatte. Es war ein Weg, sich nicht nur Seife, sondern gelegentlich auch Zigaretten zu besorgen, die man gegen Lebensmittel tauschen konnte. Der amerikanische Soldat hatte jede Woche seine schmutzige Wäsche gebracht und die saubere mitgenommen. Wie er aussah? Nun, er war groß und blond. Er hatte blaue Augen. Ein ganz hübscher Junge.

Die Ärztin hatte sehr bald das Gefühl, daß die Geschichte mit der Vergewaltigung nicht stimmen konnte. Sie fragte weiter.

„Wie hieß denn der Soldat?"

„Jack!"

„Und mit Nachnamen?"

Den wußte Frau Walter nicht.

Ob Jack denn wisse, was er angerichtet habe?

Nein, das könnte er gar nicht wissen. Es stellte sich nämlich heraus, daß Frau Walter Jack seit Monaten nicht mehr gesehen hatte. Eines Tages war er nicht wiedergekommen. Befand er sich möglicherweise längst wieder in Amerika?

Der Ärztin kam ein erschreckender Gedanke. „In welchem Monat sind Sie denn, Frau Walter?"

„Im sechsten ..."

„Dann ist es allerdings zu spät. Sie hätten viel früher kommen müssen. Aber ich sage Ihnen ehrlich, daß ich den Eingriff auch vor einem halben Jahr nicht vorgenommen hätte. Ich glaube nämlich nicht an die Geschichte mit der Vergewaltigung."

Frau Walter begann zu weinen.

„Ich kann das Kind nicht bekommen ... ich darf es nicht bekommen! Sie müssen mir helfen!"

Bald wußte die Ärztin, warum Frau Walter so verzweifelt war. Frau Walter hatte bereits drei Kinder: „Johanna ist jetzt fünfzehn, Paul ist sieben, und Fritz ist sechs."

Die Ärztin fragte: „Ich sehe immer noch nicht ein, warum Sie nicht ein viertes Kind bekommen sollten?"

„Ja, verstehen Sie denn nicht, Frau Doktor? Mein Mann ist doch gar nicht hier. Er ist in Kriegsgefangenschaft ..."

„Du meine Güte! Das ist natürlich nicht gerade schön! Trotzdem ..."

„Frau Doktor, begreifen Sie doch! Ich kann dieses Kind nicht zur Welt bringen! Was sollen meine Kinder denken? Und die Nachbarn! Und das Amt! Mein Mann ist städtischer Angestellter, Ingenieur. Was werden seine Kollegen sagen. Und seine Vorgesetzten!"

Jetzt sagte die Ärztin: „Ich halte es für wichtiger, daß Sie sich mit der Frage auseinandersetzen, was Ihr Mann sagen wird, wenn er wiederkommt. Wenn Sie mit ihm ins reine kommen, ist das Geschwätz der Nachbarn bedeutungslos."

Frau Walters Schluchzen wurde noch hoffnungsloser: „Sie kennen meinen Mann nicht. Friedrich wird mir das nie verzeihen ..."

Dann ging sie. Aber die Ärztin sollte die Familie Walter nicht mehr aus den Augen verlieren.

Das Kind kam pünktlich zur Welt. Es war ein gesunder Junge. Die Nachbarn, die seit Wochen über die veränderte Figur der Frau Walter getuschelt hatten, gaben sich nun keine Mühe mehr, ihre sittliche Entrüstung zu verbergen. Frau Walter war so verängstigt, daß sie sich kaum noch auf die Straße wagte. Johanna, die Fünfzehnjährige, fand alles gar nicht so schlimm. Sie liebte ihren kleinen Halbbruder von der ersten Stunde an.

Mit den Knaben Paul und Fritz war es etwas schwieriger. Sie waren noch zu klein, um zu begreifen, was geschehen war. Aber sie hörten die gemeinen Bemerkungen der Schulkameraden. Und sie konnten sich nicht erklären, warum die Mutter jetzt immerfort weinte. Sie hätten gern auf das neue Brüderchen verzichtet.

Eines Tages kehrte Dr. Friedrich Walter aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Mit atemloser Empörung nahm er das Geständnis seiner Frau entgegen.

„Als du noch nicht einmal sicher warst, ob ich noch am Leben war, da hast du die Schamlosigkeit besessen, dich mit diesem Amerikaner ..."

Jeden Tag nur böse Vorwürfe. Was konnte Frau Walter anders tun, als nur immer wieder in Tränen auszubrechen.

„Während ich Nacht für Nacht an dich dachte und mich nach dir sehnte, hast du dich mit den Amis herumgetrieben. Wie viele waren es denn?"

Sie merkte nicht, daß es ihm nur noch darauf ankam, sie zu quälen.

„Ich trau mich ja gar nicht mehr aufs Amt"; klagte er immer wieder. „Die Kollegen werden mit Fingern auf mich zeigen."

Bald war die Atmosphäre in der kleinen Wohnung kaum noch zu ertragen. Während der Mahlzeiten sprach Dr. Walter nie. Er schwieg, um seine Frau zu strafen. Und sie sprach nie, weil sie sich vor ihm fürchtete. Die beiden Jungen litten unter dieser Schweigsamkeit. Und sie begriffen bald, daß ihr kleiner Bruder Robert die Ursache aller Spannungen war. Und sehr bald wußten sie auch, daß Robert gar nicht ihr Bruder, sondern nur ihr Halbbruder war.

Kinder sind grausam. Paul und Fritz ließen den kleinen Bruder fühlen, daß er gar nicht zu ihnen gehörte. In einem Alter, in dem er keine zehn Worte verstehen konnte, begriff er bereits, daß er allen im Wege war.

Auch seiner Mutter.

Und Dr. Friedrich Walter, der wollte ihn nicht einmal sehen. Wenn Dr. Walter nach Hause kam, dann nahm die Mutter den Kleinen beiseite: „Wenn Vater da ist, kommst du am besten nicht ins Wohnzimmer. Es gibt ja doch nur Ärger . . ." Der kleine Robert verstand nicht, warum seine Anwesenheit Ärger verursachen sollte. Aber er fühlte die gehässigen Blicke des Mannes, den er für seinen Vater hielt. Er lief hinaus. Er lief in Johannas kleines Zimmer und schluchzte dort zum Gotterbarmen.

Johanna versuchte ihn zu trösten. „Es wird schon wieder alles gut werden!" Aber sie glaubte selbst nicht daran.

In der kleinen Wohnung gab es drei winzige Zimmerchen für die Kinder. Jedes der drei Walter-Kinder hatte seinen eigenen Raum. Für Robert war einfach kein Platz im Haus. Daß er bei den Eltern schlief, war ausgeschlossen. Und keiner der Jungen wollte ihn bei sich haben. Johanna nahm ihn schließlich auf.

Aber auch Frau Walter war nicht herzlos. Robert zuliebe überwand sie sogar die Angst vor ihrem Mann. Sie verlangte von ihm, daß er Robert adoptiere. „Bedenke, wie schrecklich es für ihn sein muß, wenn er in der Schule unter einem anderen Namen aufgerufen wird als dem unseren. Das können wir Robert nicht antun. Und was würden die Leute sagen?"

Dem Herrn Dr. Walter waren die Seelenqualen des kleinen Robert völlig einerlei. Um so mehr bewegte ihn der Gedanke, was die Leute sagen könnten. So adoptierte er den Kleinen schließlich. Aber noch während er die Urkunde unterschrieb, herrschte er seinen Adoptivsohn an: „Du mußt nicht etwa denken, daß du nun wirklich mein Sohn bist!"

Dies war die letzte gute Tat, die zu vollbringen ihm bestimmt war. Er starb bald darauf an Magenkrebs.

Es ist bedauerlich, es auszusprechen, aber seine Witwe atmete erleichtert auf. Auch die Söhne und die Tochter bedauerten den Hingang des Vaters nicht allzusehr. Er war in der letzten Zeit despotisch und ungerecht gewesen.

Frau Walter bezog jetzt eine Witwenpension. Auch für die Kinder gab es Geld. Für Robert und seine Erziehung gab es natürlich nichts.

Gleich nach der Beerdigung hatte Paul zu seinem Stiefbruder gesagt: „Du gehörst gar nicht zu uns! Und jetzt fällst du uns noch zur Last!"

Robert lief zu seiner Mutter.

„Wo ist mein Vater?"

Frau Walter machte eine hilflose Geste: „Wir haben ihn doch letzte Woche begraben."

Robert wurde ungeduldig: „Ich meine meinen richtigen Vater!"

Ein Blick, und die Frau wußte, daß Robert alles wußte. Sie begann zu weinen: „Ich weiß es ja auch nicht! Wir haben nie wieder von ihm gehört."

Robert wurde noch bleicher, als er gewesen war. „Will er denn auch nichts von mir wissen?"

Im nächsten stern
Die Verzweiflungstat eines Jungen - Keine Geheimnistuerei vor unseren Kindern

Der Roman der jungen Generation von Thomas Westa

Eine Trä

Auf einem Bierabend hat der Grenadier Charly Rendsburg in der Kantine der Bundeswehrkaserne Iltensen den Kantinenpächter Schindler niedergeschlagen. Schindler, schon betrunken, hatte ihn provoziert. „Wissen Sie, was man damals in Rußland über Ihren Vater dachte? Er ist ein Feigling, ein elender Feigling!" ... Jetzt ist Walter Rendsburg Major der Bundeswehr und Charlys Vorgesetzter in Iltensen. Charly steht nicht gut mit seinem Vater, die beiden haben sich nach der Scheidung der Ehe Rendsburg vierzehn Jahre nicht gesehen. „Der Alte" hat es so eingerichtet, daß Charly in sein Bataillon gekommen ist; Rendsburg senior hat mit seinem Sohn etwas Besonderes vor. Doch im Augenblick muß er erst einmal den Fall Schindler aus der Welt schaffen. Charly aber geht der Sache nach. Er sucht Frau Wedel auf. Die wirft ihn raus.

Die Abfuhr, die er hatte einstecken müssen, machte Charly ärgerlich. Die Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, behandelte er wie einer, der mit wütenden Fußtritten eine Blechbüchse vor sich hertreibt. Sein Vater: mein Gott, dieser sture Bock sollte doch aufhören, den Rätselhaften zu spielen, der mit Leidensmiene seine Offizierslaufbahn an den Nagel hängte!

Diese hochnäsige Witwe Wedel in ihrem Laden voller Radiergummi und Kugelschreiber und Büroklammern: mit welchem Recht setzte sie ihn vor die Tür?

Wenn er an Eva dachte und daran, wie sie beim letztenmal kühl und verstockt auseinandergegangen waren, wurde er noch zorniger. Aber noch ehe er den Platz erreichte, wo er seinen Wagen geparkt hatte, war Charly nicht mehr zornig, sondern nur noch bedrückt, und er sehnte sich danach, Eva zu sehen.

Er rief ihre Nummer an, aber es meldete sich niemand. Als er die Telefonzelle verließ, war es, wie wenn er aus dem Kino käme und ins grelle Tageslicht träte. Die Straßen und Menschen sahen farblos, unwirklich und fremd aus, und er fror in der Sonne.

Neben seinem Wagen stand Dörte Wedel. Sie lächelte unsicher.

„Soll ich Sie nach Hause fahren?" fragte er bissig.

Sie sah hübsch aus und zutraulich, und das reizte ihn noch mehr, seine Launen an ihr auszulassen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe meine Mutter nicht", sagte sie. „So war sie noch nie."

„Laufen wir ein Stück?" fragte Charly. Er nahm nicht an, daß sie ablehnte.

Die Augen des Mädchens wurden lebhaft.

„Ja."

Er lächelte spöttisch und war sehr überlegen. Sie gingen hinunter zur Binnenalster.

„Ich soll Sie nicht wiedersehen", sagte Dörte und lachte.

„Solche Sätze sagt meine Mutter auch pausenlos", grinste Charly. In seine Augen trat ein Funkeln. „Mein Vater hat wahrscheinlich Ihren Vater umgebracht. Wie finden Sie das?"

Sie zuckte zusammen und blieb wie erstarrt stehen. Möwen stießen herab, erwarteten Futter und zogen wieder hoch. Ihre Schreie waren häßlich und kräftig.

„Sie wollten doch wissen, was los ist. Sie waren doch neugierig", murmelte Charly. Er faßte Dörtes Arm, sanft und tröstend.

Ein Luftzug kräuselte das Wasser. Segelboote glitten dahin, Charly und Dörte sahen es mit starren Gesichtern.

*

Der Major rasierte sich mit übertriebener Sorgfalt. Jede Bewegung war bedachtsam, als hinge alles davon ab. Den Uniformrock, den Tante Therese wie jeden Morgen ausgebürstet und an die Flurgarderobe gehängt hatte, nahm er vom Bügel, trat damit ans Wohnzimmerfenster, hielt ihn ins Licht und musterte ihn peinlich genau.

Er war ein stummer Mann geworden, und Tante Therese hatte es aufgegeben, die Mauer einzureißen, die er um sich aufgerichtet hatte.

Wenige Tage, nachdem er sein Abschiedsgesuch abgeschickt hatte, war er weggefahren, in Uniform. Tante Thereses Frage, wohin er gehe, hatte er schroff abgewehrt. Sie sah die Qual in seinem Gesicht und quälte sich mit ihm. Am Abend jener Reise war er heimgekehrt, erschöpft und vernichtet.

„Willst du mir nicht sagen, wo du warst?"

Er hatte die alte Frau angesehen, als fragte er sich, wie sie in seine Wohnung käme.

„Beim Kommandierenden General ..."

Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, und das tat er von da an jeden Abend.

„Ist etwas nicht in Ordnung mit der Uniform?" fragte Tante Therese jetzt leise.

Er blickte auf, trat vom Fenster zurück und zog die Jacke an.

„Es ist alles in Ordnung", murmelte er.

Nach dem schweigsamen Frühstück ging er in die Kaserne, eine schwere Aktentasche in der Hand mit all den Unterlagen, die er sorgfältig aufgearbeitet und vorbereitet hatte.

Er zog sich in sein Dienstzimmer zurück und wartete. Er hatte nichts anderes mehr zu tun.

Als ihm die Ankunft des Oberstleutnants Hess gemeldet wurde, erwartete er ihn stehend. Sie grüßten sich, reichten sich die Hand und warteten, bis der Stabsfeldwebel, der den Oberstleutnant hereingeführt hatte, sie allein ließ.

Der Oberstleutnant sah sich in dem Zimmer um, nahm mit gleichgültigem Blick davon Besitz. Dienstzimmer sind sich überall gleich. Er war ein straffer, mittelgroßer Mann mit steilem Schädel und kühlen Augen.

ne im Knopfloch



Charly mischte sich unter die Gäste, die herumstanden, tranken und redeten. Er mußte seine Mutter sprechen, sofort

ILLUSTRATION: DIETER LANGE

„Es tut mir leid, in einer so unguten Situation Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte er förmlich.

Wenn der Oberstleutnant neugierig war, so ließ er es sich nicht anmerken. Er wußte von den Vorwürfen, gegen die Stellung zu nehmen der Major Rendsburg aus unerfindlichen Gründen sich weigerte. Er wußte von dem Abschiedsgesuch, dessen Erledigung aber zurückgestellt worden war. Er wußte von einer Unterredung, die zwischen dem Major und dem Kommandierenden General unter vier Augen stattgefunden haben sollte und deren Ergebnis die sofortige Suspendierung des Majors gewesen war.

„Ich habe alles zur Übergabe des Kommandos an Sie vorbereitet", sagte der Major leise und schwerfällig.

Der Oberstleutnant und der Major waren sich noch nie begegnet. Über das Dienstliche hinaus hatten sie sich nichts zu sagen.

Der Major murmelte: „Ich werde Sie nachher mit Major Hecher bekannt machen, meinem bisherigen Stellvertreter, der wohl auch ihr Vertreter bleiben wird, soweit ich informiert bin. Er wird Ihnen das Offizierskorps vorstellen. Ich bitte mich von dieser Aufgabe zu entbinden."

Der Oberstleutnant nickte. „Einverstanden."

Sie setzten sich an den Schreibtisch und arbeiteten den Berg von Akten durch, den zu erledigen das Ende für den einen und der Beginn für den anderen bedeutete.

Vor drei Jahren war Walter Rendsburg ins Heer eingetreten. Er wurde Major und stellvertretender Kommandeur eines Bataillons. Vor einem Jahr hatte man ihm das Bataillon in Iltensen übergeben, zur kommissarischen Leitung. Zwei Monate später wurde er der reguläre Kommandeur der Einheit, aber er hatte vergeblich gehofft, die Dienststellung werde ihm gleichzeitig die Ernennung zum Oberstleutnant bringen, so wie jetzt sein bisheriger Stellvertreter, Major Hecher, gehofft hatte, Nachfolger zu werden und doch nur weiter Vertreter eines Fremden blieb, und so wie Hauptmann Sonderhoff, Chef der zweiten Kompanie, gehofft hatte, seinerseits Hechers Nachfolger als stellvertretender Kommandeur, Oberstleutnant Hess vergebens erwartet hatte, Oberst zu werden mit einer anderen Dienststellung als nur der eines Bataillonskommandeurs, was er, in einer anderen Garnison, schon seit Jahren gewesen war. Irgendwie beneideten sie sich alle untereinander und waren jeder für sich doch enttäuscht.

Am späten Nachmittag verließ Major Rendsburg die Kaserne. Er ging mit eiligen Schritten durch das Tor, ohne sich umzusehen.

*

„Wie geht es im Dienst?"

Der Major versuchte, seine Stimme beiläufig klingen zu lassen. Seine Hände bewegten sich nervös. Die Stehlampe, die als einzige brannte, warf ihren Lichtkreis auf die übereinandergeschlagenen Beine Rendsburgs, um die er die Hände krampfte.

„Es geht im üblichen Trott", beantwortete Charly die Frage. Er merkte, daß sein Vater an Gewicht verloren hatte. Die Knie stachen spitz aus den zu weiten Zivilhosen.

Charly war nach Dienstschluß in die Wohnung des Majors gekommen. Tante Therese hatte ihnen Tee bereitet. Sie sprachen über Belanglosigkeiten. Bis Charly sagte:

„Warum hältst du still?"

Er hatte es ganz leise gefragt, voller Schonung.

Der Major blieb ruhig.

„Es ist ganz angenehm, einmal in den Tag hineinzuleben. Ich erhole mich – –"

Sogar ein winzige Spur von Ironie war in der Stimme des Majors.

„Ich war bei Frau Wedel – –"

Charly konnte nicht weitersprechen. Die Wirkung der Mitteilung war furchtbar. Er sah, wie das Gesicht seines Vaters sich verzerrte, wie er den Kopf vorreckte, wie wütender, unversöhnlicher Haß in den Augen flakkerte.

„Das ist nicht wahr! Sag, daß es nicht wahr ist!"

Es war ein Aufschrei, der Charly entgegengeschleudert wurde. Charly starrte seinen Vater an. Das Mitleid, das ihn beherrscht hatte, seit er die Wohnung betreten, verschwand.

„Ich war bei ihr!" sagte er kalt.

Der Major sprang auf. Es war, als wollte er sich auf seinen Sohn stürzen.

„Mit welchem Recht hast du das getan? Kannst du deine gottverfluchte Neugier nicht beherrschen? Mußt du in anderer Leute Leben herumschnüffeln? Mußt du alles zerstören?"

Charly konnte seine Wut nicht länger zurückhalten.

„Mach dich doch nicht lächerlich! Wenn du keinem sagst, was du für Dreck am Stecken hast, darfst du dich nicht wundern, wenn man es anders herum versucht, rauszukriegen!"

Mit einer erregten Geste brachte ihn der Major zum Schweigen.

„Was hat dir diese Frau getan, daß du sie mit hineinziehen mußt? Genügt es dir nicht, wenn du hierherkommen kannst, um dir den Anblick eines Ausrangierten zu verschaffen? Reicht dir das noch nicht? Was hast du ihr gesagt? Sag mir auf der Stelle, was du ihr gesagt hast?"

Charly lachte zornig auf.

„Was ich ihr gesagt habe! Ihr seid ja alle gleich! Gar nichts habe ich ihr gesagt! Ihr selber kriegt die Zähne nicht auseinander, und gleichzeitig tut ihr alles, damit auch andere nicht zu Wort kommen! Gar nichts habe ich gesagt!"

„Du lügst! Auf der Stelle – –"

Charly sprang auf.

Er schrie: „Ich lüge nicht! Rausgeschmissen hat sie mich. Sie hat den Namen Rendsburg gehört, da hat sie mich rausgeschmissen. Der brauchte ich gar nichts zu sagen."

Eine ungeheure Beruhigung schien für den Major von der Tatsache auszugehen, daß Charly offenbar nichts bei Frau Wedel erreicht hatte. Er fand seine Beherrschung wieder.

„Ich verbiete dir, diese Frau noch einmal aufzusuchen!"

Charly sah seinen Vater lange an.

„Wovor hast du Angst?"

Der Vater erwiderte den Blick seines Sohnes, aber dann wich er den fragenden Augen aus. Er starrte vor sich hin.

„Wovor hast du Angst?" wiederholte Charly leise.

Der Major bewegte die Lippen.

„Ich bitte dich, nicht mehr zu Frau Wedel zu gehen – –"

Es war kaum zu verstehen, was er sagte. Er ging an seinem Sohn vorbei zur Tür hinaus.

Gleich darauf hörte Charly die Flurtür zuschlagen.

*

„Du tust ihm unrecht. Alle tun ihm unrecht!"

Tante Therese saß auf dem Sofa. Sie hatte Charly neben sich gezogen, ihre Hände umschlossen mit flehendem Druck die seinen, als wollte sie um Gnade bitten für ihren Bruder. Die alte Frau bat um den Schutz des Jungen, und Charly empfand eine unbehagliche Zärtlichkeit für sie.

Er machte sich frei von ihr, behutsam, damit sie sich nicht von ihm verlassen fühlte.

„Alle sind wie vernagelt! Jeder hält den Mund! Wen soll ich denn noch fragen?"

Ein Schluchzen erschütterte Tante Therese. Charly streichelte ihre Schulter. Der Zorn auf seinen Vater erfüllte seine Worte.

„Wenn er keine Aussprache will, dann ist ihm eben nicht zu helfen!"

Tante Therese preßte die Hände vors Gesicht, um die Tränen zu verbergen.

„Er hatte nie Glück im Leben. Deine Mutter hat ihn verlassen. Damit hat es angefangen – –"

Charly sagte nichts dazu.

Die alte Frau senkte die Hände.

„Ich habe deine Mutter neulich auf der Straße gesehen. Daß sie es fertigbringt, noch stolz zu sein – –"

Es war das erstemal, daß Charly fühlte, auch Tante Therese könnte hassen. Er sah sie aufmerksam an.

Tante Thereses Mund wurde hart.

„Deine Mutter kann nichts anderes, als Unglück bringen!"

Etwas schwang mit in den Worten, das Charly stutzen ließ.

„Was hat Mutter dir getan?"

Ein Zittern überlief Tante Therese. Sie schien zu zögern, dann sagte sie:

„Nichts."

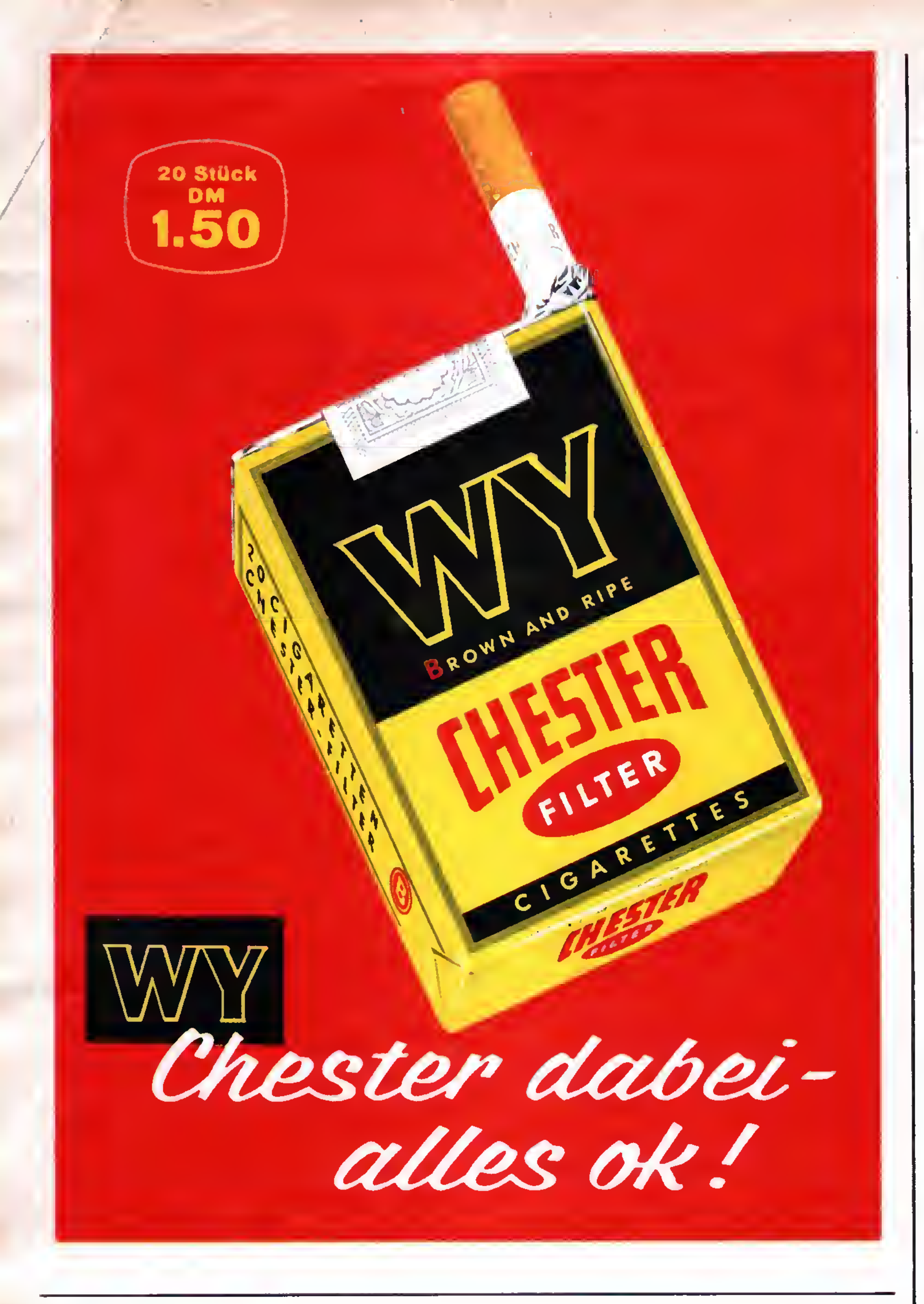
Sie stand auf. Es machte ihr Mühe. Charly starrte sie an. Unsicher murmelte sie: „Es ist besser, wenn du jetzt gehst. Es ist nicht gut, wenn dein Vater zurückkommt und dich noch trifft – –"

Charly erhob sich langsam.

„Was ist mit Mutter?" fragte er scharf. Seine Worte wurden heftig: „Willst du auch damit anfangen, verschwiegen zu werden wie die andern? Fängst du jetzt auch damit an, die Geheimnisvolle zu spielen?"

Er faßte Tante Thereses Arm, umklammerte ihn hart.

→



Eine Träne im Knopfloch

„Hat Mutter etwas mit der Sache Wedel zu tun?"

In Tante Thereses Antwort schoß all der Haß empor, den sie gegen die geschiedene Frau ihres Bruders empfand.

„Frag sie! Frag sie, und glaub ihr nicht!"

Charly ließ den Arm der alten Frau los. Er starrte sie wie gebannt an. Die Erkenntnis, die ihm kam, nahm ihm den Atem.

„Sie hat Vater mit Wedel betrogen – –"

Es fiel ihm schwer, den Satz zustande zu bringen. Doch dann sprudelte er erregt den Verdacht hervor.

„Sie war mit Wedel zusammen. Vater hat es erfahren. Er hat es ihm heimgezahlt! Er hat dafür gesorgt, daß er draufging!"

Er schrie die alte Frau an, als sollte sie ihm die Anklage bestätigen.

„Ist es so? Sag doch endlich, daß es so gewesen ist! Sag es!"

Tante Therese hatte keine Kraft mehr. Sie sank auf den Stuhl, neben dem sie stand. Sie legte die Arme auf den Tisch und barg ihren Kopf in der Beuge. Ihr Weinen ließ Charly erstarren.

„Hast du es die ganze Zeit gewußt?"

Sie weinte haltlos und hörte seine Frage nicht. Ihm war, als müßte er ersticken.

Er ließ sie allein.

*

Charly fand einen Brief vor. Er lag auf seinem Bett in Stube 6.

„Lieber,

es ist vorbei. Du verstehst warum. Bis jetzt war es keine Bettgeschichte zwischen uns, aber von nun an würde es nichts weiter sein als das, weil es das einzige wäre, was uns nicht voneinander loskommen ließe. Das ist nichts für uns beide! Dazu mögen wir uns zu sehr. Vergiß nicht, daß wir die besten Freunde sind! Gib Dir und mir zehn Tage Zeit, damit wir uns wieder unbefangen sehen können. Eva"

Als er Tante Therese verlassen hatte, war Charly zur Villa Damerow gelaufen. Aber er hatte seine Mutter nicht angetroffen. Die Damerows waren auf einer Party. Seine Mutter würde wieder alles daransetzen, Mittelpunkt zu sein. Sie hatte die Gabe. Andere Frauen, die sich längst eingekapselt hatten in ihre ewigwährenden Enddreißiger-Jahre, beneideten sie darum und verfielen in albernes Gehabe, wenn sie manchmal der Versuchung nicht wiederstehen konnten, Anneliese Damerow nachzuäffen. Ob Damerow Bescheid wußte?

Charly hatte im Dunkel der Straße gestanden und zur Villa hinübergestarrt, bis ihn die Unruhe trieb, in die Nacht hineinzulaufen.

Die andern schliefen schon, als Charly in die Kaserne zurückgekommen war. Nur Borgfelds Bett war leer. Er hatte seit ein paar Tagen ein Mädchen in Iltensen.

Charly las Evas Brief noch einmal. Dann löschte er das Licht. Der Ekel vor den Frauen ließ ihn nicht schlafen.

*

Die 2. Kompanie rückte zur Gefechtsübung aus. In der Kette der schönen Tage, die den Boden austrockneten, versprach dieser Tag der heißeste zu werden.

Hauptmann Sonderhoff befahl, kaum daß sie das Stadtgebiet verlassen hatten: „Gasmasken auf!"

Sie marschierten mit vollem Gepäck, die Gesichter unter dem Druck der festschließenden Masken zusammengepreßt. Der Schweiß brach ihnen aus, und das Atmen wurde zur Qual.

Hauptmann Sonderhoff schrie: „Fliegergeräusch von links! Im Laufschritt bis zum Waldrand!"

Schwerfällig setzte sich die Kompanie in Trab, keuchte über hartes Gelände.

Sie hatten den Waldrand noch nicht ganz erreicht, da brüllte Sonderhoff: „Tiefflieger!"

Es war ein beliebter Ruf seitens der Ausbilder. Er bedeutete, daß alles sich zu Boden zu werfen habe. Die Soldaten stürzten nach vorn, lagen lang, flach an die Erde gepreßt. Das Gepäck schlug ihnen schwer in den Nacken.

Nur Charly rannte drei Schritte weiter. Dort waren die Bäume. Charly kauerte sich hinter einen Stamm. Seine Brust hob und senkte sich unter der Anstrengung.

Sonderhoff ging langsam durch die Reihen der Liegenden. Er stellte sich neben Charly, blickte ihn an.

Mit lauter Stimme befahl er: „Gasmasken ab!"

Erleichtert befreiten sich die Soldaten von den verhaßten Dingern. Ihre Gesichter waren klatschnaß. Sie atmeten gierig die frische Luft ein.

„Warum haben Sie sich nicht hingelegt wie die andern?" fragte Sonderhoff kühl.

Charly antwortete: „Es herrschte die Annahme eines Tieffliegerangriffs. Die Bäume versprachen mir mehr Deckung."

Sonderhoff sagte scharf: „Der Soldat hat nie den Überblick über die Gesamtsituation. Der Alarmruf Tiefflieger bedeutet hinlegen, wo immer man sich befindet. Und zwar sofort! Ohne Zögern!"

Er redete so laut, daß alle ihn hören konnten. Sie rechneten sich aus, was kommen mußte.

„Kompanie im Laufschritt zum Feldweg zurück. Sprung auf, marsch, marsch!" Charly wollte hinter den anderen herlaufen.

„Grenadier Rendsburg!"

Charly blieb stehen, der Hauptmann sah ihn kalt an.

„Grenadier Rendsburg – Gasmaske auf!"

Charly setzte die Gasmaske auf.

„Geht es nicht schneller? Wollen Sie den Gastod sterben? Gasmaske ab!"

Charly nahm geduldig die Maske ab. Kaum hatte er sie in der Hand, mußte er sie wieder aufsetzen.

„Warum nicht gleich so", sagte Hauptmann Sonderhoff mit leidenschaftsloser Stimme. Er befahl: „Volle Deckung!"

Charly warf sich zu Boden.

Der Hauptmann sagte: „Das Gelände liegt unter Feindeinsicht. Wir nehmen an, daß es sich bei dem Feldweg, wo sich die Kompanie befindet, um eine Schlucht handelt, die der Feind nicht einsehen kann. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, Rendsburg, als zu versuchen, die Schlucht kriechend zu erreichen. Vorwärts!"

Hauptmann Sonderhoff ging mit eiligen Schritten hinüber zur Kompanie. Ab und zu sah er sich um, wo Charly am Bauch über den Boden kroch, das Gewehr in den Händen, sich mit den aufgestützten Ellbogen vorwärtsziehend, mit den Füßen nachschiebend. Er brauchte zehn Minuten, um die andern zu erreichen.

Dann mußte die ganze Kompanie zum Waldrand zurück, kriechend und springend, mit vorgebundener Gasmaske. Am Waldrand mußten sie sich liegend eingraben.

Sonderhoff gönnte ihnen keine Ruhe. Er zahlte es ihnen heim, daß er, wie er meinte, bei der Beförderung übergangen worden war. Er brachte sie in ihrem eigenen Saft zum Kochen, machte sie fertig bis zur Erschöpfung.

Die Übung dauerte den ganzen Tag. Verpflegung hatten sie dabei. In der Mittagspause, als sie gegessen hatten, lagen sie unter den Bäumen, stumpf und ausgepumpt.

Charly hockte sich abseits, den Rücken an einen Stamm gelehnt, gleichgültig gegenüber allem, was der Tag ihm abverlangte.

Unteroffizier Horstmann trat zu ihm, blickte auf ihn herab.

„Ich möchte auch 'n Dukatenscheißer in der Familie haben", sagte er und grinste spöttisch.

Charly warf ihm einen abweisenden Blick zu.

„Es ist Pause", knurrte er.

Horstmann blieb ungerührt. Sein Grinsen wurde breiter.

„Wenn ich mal knapp bei Kasse bin, sag' ich Ihnen Bescheid."

„Hochinteressant", murmelte Charly.

Horstmann sagte mit schiefem Lächeln: „Dann hau'n Sie mir in die Schnauze, Ihr Stiefvater läßt 'n paar Hunderter springen, und die Sache ist geritzt! So wie er's bei Schindler gemacht hat."

Langsam richtete sich Charly auf und erhob sich.

„Was hat mein Stiefvater bei Schindler gemacht?"

Horstmann schüttelte in gespieltem Erstaunen den Kopf.

„Er weiß es nicht! Wie es nur sein kann! Schindler hat gestern Freibier in der Kantine gegeben. Die Frau Mama vom Grenadier Rendsburg hat den Kantinier Schindler höchstpersönlich angefleht, doch nicht länger wegen der kleinen, harmlosen Faustschläge gekränkt zu sein, wo da doch ein ordentliches Schmerzensgeld auf dem Tisch liegt. Und der Grenadier Rendsburg weiß es nicht! Nein, so was! Wo das Freibier von dem Geld bezahlt worden ist, so gerührt war der Schindler!"

Horstmanns Grinsen wurde kalt.

„Lassen Sie sich immer von Ihrer Mutter aus dem Dreck holen?"

Er ließ Charly stehen und schlenderte zu den andern zurück.

Schrille Pfiffe beendeten die Pause.

*

Es war kurz nach acht Uhr abends, als Charly die Villa Damerow betrat.

„Sind meine Eltern zu Hause?"

Das Hausmädchen, das ihm geöffnet hatte, deutete auf die Garderobe.

„Das Haus ist voll."

Er sah die abgelegten Mäntel und Hüte. Ein Uniformmantel war darunter. Am Haken hing eine Offiziersmütze.

„Wer ist das?"

Das Mädchen lachte trocken.

„Ihr Chef."

Charly sah sie an.

„Wieso ist der hier?"

Sie merkte an seinen knappen, hervorgestoßenen Fragen, daß mit ihm etwas nicht stimmte.

„Was ist denn mit Ihnen los?"

„Alles", antwortete er grob. „Was will der hier?" wiederholte er.

„Gestern war Party beim Bürgermeister ihm zu Ehren. Heute sind die meisten von gestern hier. Mehr weiß ich auch nicht."

Sie sah ihm zu, wie er Koppel und Mütze ablegte. Er knöpfte die Uniformjacke auf, lockerte den Schlips und öffnete den oberen Hemdknopf. In seinem Gesicht zeichneten sich die Anstrengungen ab, die er den Tag über durchgestanden hatte. Es war ein kaltes, gefährliches Gesicht, abgespannt und regungslos.

Er betrat den Raum, den vor vielen Wochen Eva Muthesius im Hause Damerow eingerichtet hatte.

Er nahm nicht die einzelnen Gäste war. Nur Oberstleutnant Hess sah er, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln ohne Freude. Seine Augen suchten seine Mutter.

Er hatte die Tür aufgestoßen und stand da, eine Hand in der Tasche.

„Hallo", sagte er tonlos.

In seiner groben Uniform, mit den schweren Stiefeln, mit offener Jacke, offenem Hemd, den Schlips herabgezogen, wirkte er deplaziert in der Abendgesellschaft. Aber seine Haltung war lässig und sicher.

Die Gespräche waren verstummt.

„Charly — –", rief seine Mutter. Sie stand an der Hausbar, zwei Gläser, die sie gerade gefüllt hatte, in den Händen.

Charly verbeugte sich knapp, eine Begrüßung für alle.

„Guten Abend", sagte er. Langsam zog er die Hand aus der Tasche. Er sah den Oberstleutnant an.

„Herr Oberstleutnant Hess, nehme

→

Eine Träne im Knopfloch

ich an. Ich hatte nicht vermutet, einen Offizier hier anzutreffen. Ich bitte um Verzeihung, daß ich es mir so bequem gemacht habe. Ich bin hier zu Hause. Darf ich mich vorstellen: Grenadier Rendsburg."

„Ich freue mich, den Sohn des Hauses kennenzulernen", sagte der Oberstleutnant ruhig. „Soviel ich weiß, hatten Sie heute einen harten Tag."

„Gewiß", lächelte Charly kalt. „Der Stumpfsinn hat wieder einmal hohe Wellen geschlagen. Bitte Herrn Oberstleutnant, einen Kognak auf das Wohl der Gäste trinken zu dürfen. Ich werde dann sofort meine Kleidung korrigieren."

Er ging, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Bar und schenkte sich ein. Er spürte mit freudloser Befriedigung die Peinlichkeit, die sein Auftritt hervorrief.

„Hast du nicht gesehen, daß Besuch da ist?" flüsterte seine Mutter.

Charly hob sein Glas in Richtung auf die Gäste und trank.

„Ich muß dich nachher sprechen – allein", sagte er, ohne seine Mutter anzusehen.

„Ich bitte mich einen Augenblick zu entschuldigen", sagte er laut.

Er ging hinaus.

Auf seinem Zimmer zog er seinen Smoking an. Er sah blendend aus. Langbeinig, hart in den Schultern, dunkles dichtes Haar über dem weißen Kragen. So erschien er wieder vor den Gästen. Die Kälte, die von ihm ausging, teilte sich allen mit.

Die Unterhaltung war wieder in Gang gekommen. Anneliese Damerow saß neben Oberstleutnant Hess. Charly trat zu ihnen. Er spürte den warnenden Blick seiner Mutter, nichts zu provozieren.

„Bitte Herrn Oberstleutnant fragen zu dürfen, wie Herr Oberstleutnant sich auf dem neuen Posten fühlen?"

Oberstleutnant Hess verzog keine Miene.

„Ich lebe mich ein. Warum reden Sie in der dritten Person mit mir?"

„In der Rekrutenkompanie wird Wert darauf gelegt. Natürlich ist es Blödsinn, aber was soll man machen?"

„Der Junge ist immer so impulsiv", sagte Anneliese Damerow unsicher. Ihr Lächeln gelang ihr nicht.

Charly sah sie an. Sie erschrak vor seinem Blick.

„Ich muß dich sprechen." Er wandte sich an den Oberstleutnant. „Sie entschuldigen uns, Herr Oberstleutnant? Bis zum Zapfenstreich bleibt mir nicht viel Zeit – –"

„Aber Charly, können wir nicht morgen – –" fing Anneliese Damerow an.

„Nein", sagte Charly hart.

Wenn der Oberstleutnant sich Gedanken machte über den Ton zwischen Mutter und Sohn, so ließ er es sich nicht anmerken.

Charly sah hinüber zu seinem Stiefvater, der in einer Gruppe saß, still und in sich gekehrt, ohne sich an den Gesprächen zu beteiligen. Ihre Blicke begegneten sich. Damerow versuchte ein Lächeln, das Charly nicht erwiderte. Seine Augen folgten dem Jungen, der mit seiner Mutter hinausging.

„Hast du eine Zigarette?"

Er bot seiner Mutter seine Packung an und reichte ihr Feuer.

„Willst du dich nicht hinsetzen?"

„Müssen wir denn jetzt reden? So wichtig kann es doch nicht sein. Du benimmst dich wirklich rücksichtslos."

Sie waren im Arbeitszimmer Damerows. Charly musterte seine Mutter, als sähe er sie zum erstenmal. Sie trug ein mattrotes Cocktailkleid. Ihre Figur war über jeden Tadel erhaben. In ihren großen, schönen Augen stand Unmut über sein Verhalten.

Er schob ihr den Schreibtischsessel seines Stiefvaters zurecht.

„Es wird eine Weile dauern", sagte er kalt. Jedes Gefühl in ihm war abgestorben.

Sie setzte sich widerwillig und schlug die Beine übereinander. Es war eine Bewegung voll eingefleischter Koketterie, die nicht mehr Absicht war.

„Wieviel hast du Schindler gezahlt?"

Sie lachte nervös auf.

„Mein Gott, deswegen bist du so komisch? Ich hatte noch keine Gelegenheit, es dir zu sagen – –"

„Wieviel?"

„Ich habe dir doch gesagt, daß ich mich an unsern Anwalt gewandt habe. Dr. Sommer hat vorgeschlagen, man sollte sich mit diesem Schindler einigen – –"

„Dreihundert Mark? Vierhundert? Tausend?"

„Achthundert Mark. Das ist doch weiß Gott das beste. Dr. Sommer – –"

„Du warst selbst bei Schindler?"

„Wir hatten eine Unterredung in Sommers Kanzlei. Dr. Sommer hat es für gut gehalten, daß ich dabei bin."

„Damit das Menschliche nicht zu kurz kommt. Damit es nicht so nach Geschäft aussieht. Eine Mutter bittet für ihr Kind – –"

„Ich habe deine billige Ironie nicht verdient", sagte Anneliese Damerow aufgebracht. „Ich habe alles Menschenmögliche getan, damit die dumme Geschichte aus der Welt geschafft wird."

„Für mich natürlich hast du es getan", sagte Charly kalt.

Sie starrte ihn an.

Er sagte: „Dann werde ich Schindler eben noch einmal niederschlagen müssen."

Sie schluckte. Die Zigarette zwischen ihren Fingern zitterte leicht.

„Bist du verrückt geworden?" fragte sie tonlos. „Was ist los mit dir? Es ist doch etwas los!"

„Warum hat Vater Wedel in den Tod gejagt?"

Sie brauchte eine Weile, ehe sie antworten konnte.

„Aber es kann doch nicht sein, daß du etwas auf das Gerede von Schindler gibst – –" sagte sie mühsam.

„Vater gibt auch etwas auf das Gerede. Und seine Vorgesetzten offensichtlich ebenfalls. Du hast dir ja bereits das Vergnügen bereiten können, seinen Nachfolger einzuladen. Warum hat Vater Wedel umgebracht?"

Er sprach, als ginge es um Dinge, an denen er kein Anteil hätte. Seine Stimme klang tonlos, voll kalter Sachlichkeit. Er sah sie an wie eine Fremde, die er verachtet.

„Du glaubst, daß dein Vater dazu fähig wäre – –" murmelte sie. Ihre Augen waren weit geöffnet.

„Du hast Wedel gekannt?"

Ihr Blick glitt zur Seite.

„Wieso – –"

„Du hast ihn gekannt?"

„Wir waren flüchtig miteinander bekannt. Die beiden Familien kannten sich – –"

Sie drückte die Zigarette aus und wollte sich erheben. Sie war entschlossen, dem Gespräch ein Ende zu bereiten.

Seine Augen hielten sie fest. Seine Stimme blieb beherrscht.

„Mit wem warst du zuerst zusammen? Mit Damerow? Oder mit Wedel?"

Sie sank wie unter einem Schlag in den Sessel zurück. Entsetzt starrte sie ihren Sohn an. Er war kreideweiß. Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

„Du bist wahnsinnig!" stieß Anneliese Damerow hervor. Sie konnte nicht weitersprechen. Ihr Gesicht war verzerrt. Ein Stöhnen kam von ihren Lippen.

Leise öffnete sich hinter ihnen die Tür. Damerow kam herein. Gedrungen und schwerfällig stellte er sich neben seine Frau. Sein Blick ruhte auf seinem Stiefsohn.

Charly starrte ihn an. In seine Augen sprang wilde, hilflose Verzweiflung. Dann schrie er auf.

„Sie hat Vater mit Wedel betrogen. Deshalb hat ihn Vater in das Minenfeld gejagt!"

Damerow schwieg. Es war, als hätte er die Anklage nicht gehört. Langsam legte er seine Hand auf die Schulter seiner Frau.

„Und wenn es so wäre, ginge es dich nichts an!" sagte er ruhig.

Fortsetzung im nächsten stern



William S. Schlamm: Zur Sache

„Wem sagen's des?"

Die Stuttgarter „Deutsche Zeitung" – eines der seltenen deutschen Blätter, die dem Bundesverteidigungsminister Strauß herzlich zugetan sind – berichtete unlängst über ein freundliches Streitgespräch zwischen Franz-Josef Strauß und Willy Brandt vor der Evangelischen Akademie in Tutzing. Die zwei scheinen einander erstaunlich gut verstanden zu haben. Die „Deutsche Zeitung" notiert folgenden Dialog:

„ ‚Bei einem strategischen Vorstoß der Sowjets ... tritt das große Risiko ein' (sagt Strauß). Als Brandt einwendet: ‚Sie kriegen die öffentliche Meinung Amerikas nicht für das letzte Risiko', meint Strauß, ins Bayerische verfallend, leicht resigniert: ‚Wem sagen's des?' "

Wem in der Tat? Herr Brandt sagte es immerhin dem Verteidigungsminister der Bundesrepublik; und Herr Strauß, der sich Nachrichten über Amerika ja nicht ausschließlich von der sozialistischen Opposition beschaffen lassen muß, stimmte dem pessimistischen Herrn Brandt leicht resigniert zu.

Nun weiß man ja wirklich nicht, auf welche Nachrichtenquellen der Bundesverteidigungsminister angewiesen ist. Wenn es aber Sparsamkeit ist, was Herrn Strauß veranlaßt haben sollte, sich es von Herrn Brandt „sagen" zu lassen, dann schlage ich ihm – ganz und gar gratis – einen Kontrolltest vor. Oder nein, der ist nicht ganz und gar gratis: Ich bitte Herrn Strauß, sich für 1,25 DM die „Newsweek" vom 17. Juli zu kaufen. Dort kann er eine gründliche Untersuchung darüber nachlesen, ob die öffentliche Meinung Amerikas für das letzte Risiko zu gewinnen ist.

Ehe wir uns den Nachrichten zuwenden, wollen wir schnell ihren Rang und ihre Verläßlichkeit klarstellen. Es handelt sich um das zweitgrößte Nachrichtenmagazin der Welt. Die Gründlichkeit der „Newsweek"-Untersuchungen ist sprichwörtlich. Die Zeitschrift gehört seit kurzem einem intimen Freund des Präsidenten Kennedy, aber im wesentlichen wird sie so weitergeführt, wie sie sich seit mehr als 25 Jahren das Vertrauen der politischen Fachleute Amerikas zu verdienen verstanden hat. Und eine ihrer berühmtesten Einrichtungen ist der „Listening Post" – ein überaus feines Instrument der Meinungsumfrage. Der „Listening Post" besteht aus den 54 politischen Redakteuren der 54 führenden regionalen Zeitungen ganz Amerikas. Bei ganz großen Gelegenheiten (kleinere Anlässe rechtfertigen nicht die horrenden Ausgaben) lädt „Newsweek" die Starreporter der amerikanischen Presse ein, in ihren Gebieten eine besonders gründliche Meinungsumfrage anzustellen. Solche Sonderanlässe sind, zum Beispiel, die Vorabende von amerikanischen Wahlen. Und keine der demoskopischen Umfragen Amerikas hat sich dabei als so verläßlich erwiesen wie der „Listening Post".

Soviel also zu der Frage, w e r sagt. Und w a s nun sagt „Listening Post" von „Newsweek" über die Meinung der Amerikaner angesichts der Frage, ob Amerika bereit ist, für Berlin Krieg zu führen? Das war nämlich zufällig (gerade als Herr Strauß sich es „sagen" ließ) das Thema des „Listening Post" vom 17. Juli.

Das Umfragen-Ergebnis wird von „Newsweek" so zusammengefaßt: „Die große Mehrheit der Amerikaner verabscheut, persönlich, den Gedanken an Krieg. Aber als Amerikaner wünschen sie, daß ihr Land für seine Verpflichtungen gegenüber Berlin einsteht, was immer auch die Kosten sein mögen ... Es gab beinahe Einstimmigkeit unter den vielen Hunderten Amerikanern, die von den versierten Beobachtern des ‚Listening Post' über die Aufrechterhaltung unserer Berliner Position befragt wurden. Wenn die Frage in ihrer brutalsten Form gestellt wurde – nämlich: Sollen wir die Schrecken des totalen Krieges riskieren? – dann schluckten die meisten Befragten hart und nahmen sich Zeit für die Antwort. Und dann sagte die übergroße Mehrheit: ‚Ja. Wenn es sein muß ...' "

Wem sagen's des? Dem deutschen Bundeswehrminister? Aber der läßt sich über Amerika von Herrn Brandt in Tutzing informieren, leicht resigniert. Er wäre vielleicht weniger leicht resigniert, läse er den „Newsweek"-Bericht, der, unter anderem, Dutzende namentlich genannter „einfacher Leute" aus allen Teilen Amerikas wörtlich zitiert. Hier ist der Schlußabsatz des „Newsweek"-Berichtes über die Umfrage des „Listening Post":

„Was die übergroße Mehrheit der Amerikaner fühlt, wurde von dem Kriegsveteranen Carl Sanders in Augusta, Georgia, gesagt: ‚Wir müssen den nuklearen Krieg für Berlin riskieren. Berlin wurde zum Symbol des Weltkampfes zwischen Amerika und Rußland. Wir können nicht kneifen.' "

Allerdings ist es richtig, daß Mister Carl Sanders im Augenblick nur einen Weltkampf, aber keinen Wahlkampf führt, während die Herren Brandt und Strauß sich besorgt um gewisse Wählerschichten kümmern müssen. Nun wagt ja im Augenblick n i e m a n d in Deutschland, ö f f e n t l i c h dafür einzutreten, daß man um Berlin k e i n e n Krieg führen solle: Mit einem so groben Defätismus würde man nicht nur Deutschland, sondern auch die Wahlen verlieren. Also muß man sich mit dem nächstbesten „Argument" behelfen: „Sie kriegen die öffentliche Meinung Amerikas nicht für das letzte Risiko!" Wer sich d a s nämlich „sagen" läßt, der wird gewiß nicht mehr für die entschlossene Politik eines i s o l i e r t e n Deutschlands eintreten.

Und so kann man denn in gewissen deutschen Zeitungen, etwas hinterhältig und verschlagen, immer häufiger lesen, daß die Amerikaner sich Berlins wegen schon nicht ins Gedränge einlassen werden. Wem sagen's des? Doch nicht den Amerikanern? Die sind nämlich so entschlossen, wie sie es nicht einmal 1941 waren.

Sind es auch die Deutschen? Ich beginne, leicht resigniert zu sein und (wenn auch ich einmal ins Bayerische verfallen darf) vor mich hinzuflüstern: „Also, da legst di nieda!" Ehe jedoch die Katastrophe passiert, sei ein für allemal klargestellt und festgehalten, daß sich diesmal weder Herr Brandt noch Herr Strauß auf die Amerikaner ausreden dürfen: Wenn's zum Umfall kommen sollte, dann gäbe es ihn nur in Bonn. Anderswo lassen sich (auf tutzingerisch gesagt) d' Leit' nix derzähln.

William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Schwes[ter] Regine

Roman einer ungesühnten Schuld

Der Dozent Dr. Jürgen Grätz, der seit einigen Monaten mit seiner Frau Ruth und seinem nun bald siebenjährigen Sohn Christoph in der kleinen Universitätsstadt lebt, ist dem Zufall dankbar, der ihn mit der Frau zusammenführt, die er einst geliebt hat. Es ist Stationsschwester Regine Holten. Vor elf Jahren hat Regine sich von ihm getrennt, um Krankenschwester zu werden. Damals sah sie keinen anderen Weg, über ein Kriegserlebnis hinwegzukommen, in dem sie an dem Tode eines Schwerverwundeten mitschuldig wurde. Jürgen Grätz war für die jetzt Zweiunddreißigjährige die erste große Liebe ihres Lebens, und sie verfällt dem erfahrenen Mann aufs neue. Es macht sie nicht glücklich, denn der Gedanke an seine unheilbar kranke Frau bedrückt sie sehr. Als Jürgen ihr den Vorschlag macht, ihn in ihrem Urlaub auf einer Studienreise nach Griechenland zu begleiten, lehnt sie ab. Aber er spürt ihre Unsicherheit und versucht, sie zu überreden. „Komm mit, Regine, weil ich dich liebe."

Regine drehte sich zu Jürgen um. „Warum sagst du das?" wehrte sie sich. „Weil es wahr ist, und weil ich nicht allein fahren will. Deshalb. Du wirst mitkommen, nicht wahr?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Jürgen, ich komme nicht mit. Ich kann es auch mit dem Dienst nicht einrichten."

„Ich glaube nicht an dein ‚Nein'." Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber sie wich ihm aus. Mit nervösen Bewegungen räumte sie ihr Briefpapier vom Tisch.

„Bitte, Jürgen, geh jetzt. Ich habe Angst, daß jemand kommen könnte."

Er sah sie einen Augenblick nachdenklich an, dann ging er langsam zur Tür.

„Wir können morgen abend darüber sprechen", sagte sie schnell, „ich würde mir freineh ...", sie stockte, als sie sah, wie Jürgen vorsichtig den Schlüssel im Schloß herumdrehte.

„Nun brauchst du keine Angst mehr zu haben, daß jemand kommen könnte."

Sie fühlte, wie ihr Herz im Hals zu klopfen begann. „Warum tust du das?"

„Weil wir nicht morgen, sondern jetzt miteinander reden werden." Er kam auf sie zu. Um seinen Mund spielte ein Lächeln, das sie nicht mochte, und etwas war in seinen Augen, das ihr Angst machte.

„Ich verlange von dir, daß du gehst", sagte sie leise.

Er schüttelte nur den Kopf. „Du verlangst immer Unmögliches, Regine."

„Was willst du von mir?"

„Ich will von dir, daß du endlich Farbe bekennst. Daß du endlich einmal zu dem stehst, was du tust. Du zerfleischst dich in Selbstanklagen wegen deiner Beziehungen zu mir, aber du kannst sie nicht lassen. Bekenne dich doch dazu. Mach dich nicht besser, als du bist. Verkriech dich nicht hinter bürgerlichen Anstandsregeln. Du hast dich entschieden. Du gehst längst deinen Weg. Hast du nun Angst vor deiner eigenen Courage? Das paßt nicht zu dir. Da", er zeigte mit einer flüchtigen Bewegung auf ihre Schwesterntracht, die auf einem Bügel an der Tür hing, „du bist zu außerordentlichen Entschlüssen fähig und führst sie mit bewundernswerter Konsequenz durch. Also tu's doch auch hier."

Sie war ihm bis zur Wand ausgewichen, und er folgte ihr langsam. Nun stand er vor ihr und sah auf sie herab. „Du bist die erstaunlichste Frau, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, Regine. Du kannst einen verrückt machen mit deiner Zurückhaltung." Er legte in einer sanften, zärtlichen Bewegung seine Hände um ihren Hals.

Sie hörte das schleifende Geräusch des Fahrstuhls an der Wand, und dann vernahm sie Schritte, die näherkamen und vor ihrer Tür halt machten.

Es klopfte leise.

Regine stand wie betäubt unter Jürgens Händen, die nicht aufhörten, ihren Hals zu streicheln.

Es klopfte noch einmal. Sie hörten, wie die Klinke vorsichtig heruntergedrückt wurde. Sekunden später entfernten sich die Schritte.

Sie atmete tief. „Geh jetzt bitte", flüsterte sie.

„Nein", sagte er ebenso leise, und dann zog er sie an sich. Sie wehrte sich, aber er lächelte nur. Er war sich seiner Sache sicher.

Zu spät begriff er, daß er sich in diesem Augenblick mehr zerstörte als die Aussicht auf eine Reise zu zweit.

*

Die neue, vorbildliche Badeanstalt schwappte über vor fröhlichem Lärm. Der zehn Meter hohe Sprungturm war Anziehungspunkt für viele. Ein paar junge Leute zeigten, was sie konnten. Hin und wieder gelangen ihnen gute Sprünge. Alle, auch die weniger guten, wurden beklatscht.

Die Schwesternschülerin Inge klatschte nicht. Sie saß etwas abseits und allein. Es war ihr freier Tag, und an und für sich hätte sie ihn gern anders verbracht. Klaus zuliebe war sie mitgegangen, obwohl, oder besser gesagt, gerade weil er neuerdings manches an ihr auszusetzen hatte. Mal war sie ihm zu niedergeschlagen, mal zu abgehetzt. Sie sollte sich schick anziehen, ihr Gesicht zurechtmachen und ihre Nägel lacken, möglichst auch die Zehennägel. Und sie sollte heiter und lustig sein, wie früher.

Er hatte leicht reden. Früher war vorbei. Früher hatte sie nicht annähernd geahnt, was es für Not und Elend hinter den Mauern eines Krankenhauses gab. Was konnte sie dafür, wenn die Bilder des Alltags sie oft bedrängten und bedrückten? Was sollte sie tun, wenn sie nicht nur die Sprünge vom Turm sah, sondern auch immer gleich die Folgen, die ein mißglückter Sprung nach sich ziehen konnte?

Klaus hatte keine Ahnung. Trotzdem erfüllte sie ihm nach Möglichkeit jeden Wunsch und tat, was er von ihr verlangte. Aber daß sie ihn nun auch noch

ter

von LISA DORN

bei seinem Training bewundern sollte, das ging entschieden zu weit.

Da oben stand er, still, bewegungslos, wie eine Bronzestatue.

Die beiden Mädchen, die etwas unterhalb von ihr im Grase saßen, stießen einander an. „Paß auf, Klaus springt", sagte die eine Blonde.

Klaus nahm Anlauf, sprang kräftig ab, mit schräg nach oben gereckten Armen, und eine Sekunde lang sah es so aus, als wollte er in den Himmel schweben. Aber gleich darauf beschrieb sein gestreckter Körper einen sanften Bogen, und in erstklassiger Haltung tauchte er ein.

„Prima, Klaus", rief die Blonde, als er auftauchte. „Kannst du auch Salto rückwärts? Mach mal."

Dumme Gans, dachte Inge erbost. Auch noch anspornen. Salto rückwärts! Mach mal! Und bloß um den beiden zu imponieren, macht er das.

Klaus stand schon wieder auf der Plattform, an der äußersten Kante, mit dem Rücken zum Wasser. Mit einem jähen Schwung stieß er sich ab, aber der Schwung reichte nicht aus für den Salto rückwärts. Sekundenlang verlor er die Beherrschung über seinen Körper, und schwer schlug er aufs Wasser.

Inge war aufgesprungen. Sie preßte die Hand auf den Mund, aber sie gab keinen Laut von sich.

Es dauerte länger als sonst, ehe er an die Oberfläche kam. Offenbar war er so benommen, daß er nicht wußte, wo er sich befand. Zwei junge Männer halfen ihm aus dem Wasser. Sie legten ihn hin und sahen ratlos aus.

Inge löste sich aus ihrer Erstarrung und lief zu ihm. „Klaus", rief sie, „machen Sie doch mal Platz. Klaus!"

Er saß schon wieder. „Alles in Ordnung, reg' dich bloß nicht auf", winkte er ab. Mit einem leichten Satz sprang er auf und lachte. „Ich bin nur schlecht abgekommen, und dann habe ich einen Fehler gemacht." Er erklärte den Umstehenden, was er für einen Fehler gemacht hatte. „Das kann mir nicht wieder passieren. Nachher werde ich es noch mal versuchen."

„Das wirst du nicht", sagte Inge in diesem Augenblick.

Einige lachten, und die beiden Mädchen, die sich auch zu der Gruppe gesellt hatten, stießen einander an. „Na, Klaus, du stehst ja ganz schön unterm Pantoffel."

„Quatsch", sagte er verlegen, dann ging er beiseite und setzte sich auf

⟶

Schwester Regine

einen Betonsockel, um erst mal zu verschnaufen. Die anderen verstreuten sich.

Inge setzte sich zu ihm. „Du hast doch heute wirklich genug geübt —"

„Hör endlich auf", unterbrach er sie gereizt und so leise wie möglich. „Die lachen ja schon über mich."

„Und wenn? Ich hatte Angst um dich."

„Du fällst mir mit deiner Angst allmählich auf den Wecker. Ich springe, ob es dir nun paßt oder nicht."

Inge stand entschlossen auf. „Gut", sagte sie in einem Ton, der ihm neu war, „tu, was du willst. Du tust ja immer, was du willst. Es geht ja immer nur nach dir. Also spring ruhig, aber verlang' nicht, daß ich dir dabei zusehe." Sie drehte sich um und ging schnell in Richtung der Ankleidekabinen davon.

Überrascht und unsicher sah er ihr nach. Immer dieses Theater, verflixt noch mal. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Aber ihm war nicht ganz wohl in seiner Haut, als er jetzt aufstand und langsam wieder den Sprungturm hinaufkletterte.

Als er oben war, sah er über das Geländer nach unten. Er suchte Inge, konnte sie aber nirgendwo entdecken. Ob sie wirklich ohne ihn nach Hause ging? Das wäre ja ganz neu.

Inge ging ohne ihn nach Hause. Sie wartete auch nicht bei den Großeltern auf ihn, sondern holte nur ihre Sachen und ging ins Krankenhaus zurück. Der Tag war ihr verdorben, und irgendwo gab es Grenzen.

Seitdem waren zwei Wochen vergangen. Sie hatte es fertiggebracht, Klaus ohne Nachricht zu lassen. Diesmal wollte sie nicht nachgeben, hatte sie sich geschworen. Aber sie litt schrecklich, denn auch Klaus machte keine Anstalten, einzulenken.

Ihre Großeltern mischten sich da nicht ein, aber sie sahen mit Besorgnis, wie Inges Gesicht von Besuch zu Besuch spitzer und ihre Augen immer glanzloser wurden. Was war aus ihrem fröhlichen Kind geworden.

Inge stürzte sich in diesen Wochen mit verzweifelter Entschlossenheit in ihre Arbeit. Im theoretischen Unterricht war sie die beste Schülerin. In der Praxis jedoch versagte sie. Wenn sie nicht endlich ihre Empfindlichkeit überwand, würde sie die Konsequenzen ziehen müssen, das wußte sie. Das hatte ihr nicht nur Schwester Regine gesagt, sondern auch die Oberin.

Heute war der fünfzehnte Tag seit ihrer Auseinandersetzung mit Klaus. Es war ein Tag wie damals, voll Sonne. Und abends hatte sie frei. Aber Klaus wußte es nicht. Nicht an ihn denken.

„Nicht träumen, Schwester Inge", sagte Regine, „aufpassen."

Sie waren im kleinen Behandlungsraum der Station, und Regine bereitete die Sternalpunktion vor, die bei einer Patientin gemacht werden mußte.

Mit gewohnter Präzision legte sie alles zurecht: Jod zum Desinfizieren, Tupfer, Novokainlösung zur Anästhesie des Einstichgebietes, eine sterile Spritze zum Anziehen des Knochenmarks.

Inge sah ihr zu. Sie wußte, daß der Eingriff sehr unangenehm war, das Brustbein wurde mit einer starken Nadel durchbohrt — scheußlich. Aber es mußte gemacht werden, weil Verdacht auf eine bestimmte Bluterkrankung bestand.

„So", Regine sah auf die Uhr, „Dr. Haller wird jeden Moment hier sein. Holen Sie bitte Fräulein Vogel, Schwester Inge."

Inge verschwand, und wenige Minuten später half sie dem ältlichen Fräulein Vogel auf den Behandlungstisch. Dort lag sie nun und blickte ängstlich und ratlos umher.

„Guten Tag, meine Damen", grüßte Stationsarzt Haller sehr freundlich, als er den Raum betrat, und ging sofort ans Waschbecken, um sich die Hände zu seifen. Er ließ sich Zeit dabei.

Inge sah, wie Fräulein Vogel unablässig schluckte und ein tapferes Lächeln versuchte, als Dr. Haller zu ihr trat.

„Keine Angst", sagte er aufmunternd, „alles ist halb so schlimm." Und dann ließ er sich von Regine die Spritze reichen.

Keine Angst, halb so schlimm. So redet er immer, dachte Inge und legte ihre Hände auf Fräulein Vogels dünnen Arm, um ihn festzuhalten, wie ihr befohlen war.

Sie sah Dr. Hallers Hand, die vorsichtig an der vorbereiteten Stelle auf dem Brustbein die Nadel ansetzte, und sie sah, wie diese Hand den Druck so verstärkte, daß die Fingerknöchel weiß hervorsprangen. Sie sah, wie das tapfere Fräulein Vogel die Augen entsetzt aufriß. Und dann hörte sie einen kleinen spitzen Schrei.

Ihre Knie begannen wie in einem Krampf zu zittern. Sie konnte nichts dagegen tun.

Dr. Haller sah schnell hoch. „Was ist denn los", sagte er ärgerlich.

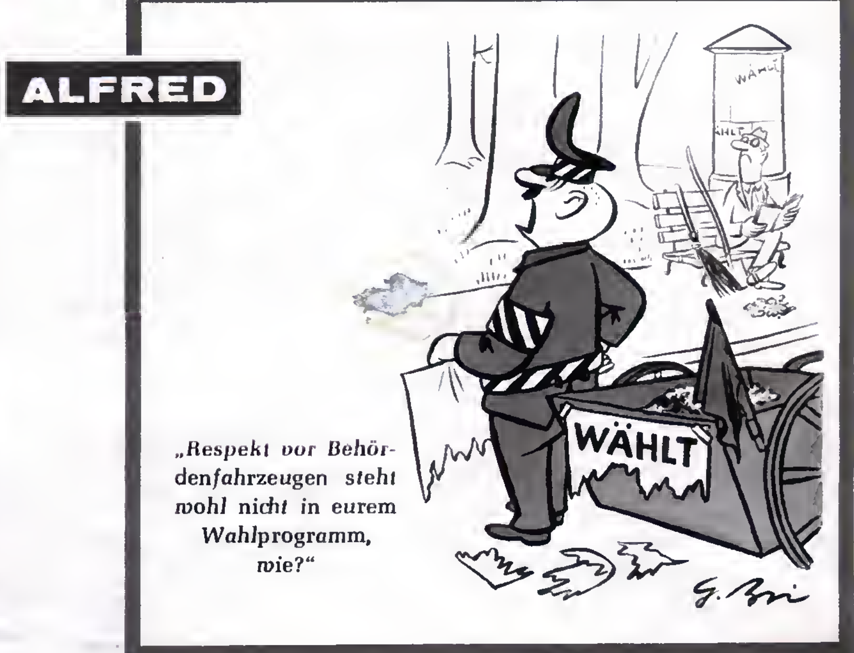
„Schwester Inge, bitte", sagte Regine, und zu Fräulein Vogel: „Ganz ruhig liegen, es ist gleich vorbei." Sie warf Inge einen mahnenden Blick zu.

Aber dieser Blick erreichte nicht mehr sein Ziel.

Die Schülerin Inge ließ in diesem Augenblick den Kopf sinken, drehte sich um und verließ den Raum.

Sie ging den Gang entlang, hölzern, wie eine Marionette, mit starrem Blick und steifen Beinen, und in ihrem Ge-

ALFRED



„Respekt vor Behördenfahrzeugen steht wohl nicht in eurem Wahlprogramm, wie?"

hirn kreiste nur ein einziger Satz: Jetzt ist alles aus – jetzt ist alles aus –.

Die Lassé fing sie ab. Sie erkannte sofort, daß geschehen war, was sie lange erwartet hatte. Schnell schob sie das willenlose Mädchen ins Stationszimmer, stellte es ans geöffnete Fenster und sagte sehr energisch: „Sie werden sich jetzt beruhigen und ganz vernünftig sein." Sie blieb hinter Inge stehen und hielt sie an beiden Schultern fest. „Sehen Sie hinaus. Es gibt nicht nur das hier. Es ist keine Schande, wenn man eine Sache nicht schafft. Aber man muß den Mut haben, es einzusehen. – Das Leben liegt noch vor Ihnen, und es ist schön, verlassen Sie sich darauf."

Aber bei dem Gedanken an das schöne Leben – wie kann es schön sein ohne Klaus? – fing Inge an zu weinen, und sie konnte sich lange nicht beruhigen.

Am Nachmittag mußte sie zur Oberin.

Oberin Neustein, eine große, schlanke Frau mit einem schmalen klugen Gesicht unter der weißen Haube, war seit dreißig Jahren im Dienst, und davon sieben Jahre im Virchow-Krankenhaus. Nichts Menschliches war ihr fremd, und Unmenschliches warf sie nicht um.

Sie residierte mit Verständnis, Vernunft, und wenn es sein mußte, mit eiserner Hand.

Mit diesen Vorzügen versehen bestand sie erfolgreich manchen Kampf zwischen gesundem Menschenverstand und einem in Routine und Selbstherrlichkeit erstarrten Anstaltsabsolutismus, von dem auch das Virchow-Krankenhaus nicht ganz frei war. Sowohl bei der Ärzte- als auch bei der Schwesternschaft stand sie in hohem Ansehen.

„Setzen Sie sich einen Augenblick zu mir, Schwester Inge", sagte sie, als Inge in ihr Zimmer kam. „Wir wollen es kurz machen."

Sie machte es kurz, denn ihre Zeit war bemessen. Und Inge war nicht die erste Schülerin, die aufgeben mußte, weil sie den Anforderungen nicht gewachsen war.

„Ich schlage vor, daß Sie zunächst Ihren Urlaub nehmen, der Ihnen zusteht", sagte Oberin Neustein. „Gewinnen Sie erst einmal Abstand und erholen Sie sich. Sie sehen mitgenommen aus. Daß Sie das hier weitermachen, ist sinnlos. Nicht jeder eignet sich für diese schwere Arbeit, und niemand wird Ihnen daraus einen Vorwurf machen. Es tut mir leid, denn es ist mir nicht entgangen, wie sehr Sie sich bemüht haben." Sie lächelte Inge aufmunternd zu. „Vielleicht gehen Sie uns ja nicht ganz verloren, wenn Sie sich zum Beispiel entschließen würden, Säuglingsschwester zu werden. Darüber könnten wir, wenn Sie es wünschen, nach Ihrem Urlaub reden. Jetzt erst einmal hinaus mit Ihnen."

Und dann war Inge sich selber überlassen. Sie hatte Ferien. Sie hätte sofort gehen können, aber das war ihr nicht möglich.

Blaß und niedergeschlagen saß sie in dem Zimmer, das sie mit der Schülerin Ursel bewohnte, und überdachte ihr Schicksal. Es erschien ihr sehr hart und trostlos.

„Man könnte glauben, du hast jemanden umgebracht", sagte die Schülerin Ursel, der Inge alles erzählt hatte. „Freu dich doch. Ich an deiner Stelle würde mich freuen."

„Du hast gut reden", sagte Inge. „Ich weiß wirklich nicht, was werden soll."

„Mensch, jetzt genieß doch deine Ferien. Vielleicht kann Klaus auch welche kriegen, und dann seid ihr zusammen. Mensch, vielleicht heiratest du bald."

„Zum Heiraten gehören zwei", sagte Inge mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien.

„Mensch", sagte Ursel mißbilligend, „was du immer hast. Du bist wirklich völlig mit den Nerven runter."

Am Abend machte sich Inge auf den Weg. Es war die Zeit, da sie auch sonst das Krankenhaus verließ, wenn sie frei hatte. Sie hatte sich umgezogen, ein Kleid, das sie liebte, bunt bedruckt mit rotem Mohn und gelben Ähren. „Es sieht wie Erntedankfest aus", hatte Klaus immer gesagt.

Als sie am Altbau vorbeikam, hielt gerade ein Krankenwagen vor dem Hauptportal. Eine Bahre wurde herausgezogen, auf der eine stille Gestalt unter einer Wolldecke lag.

Schnell ging sie weiter, erleichtert, daß dieser Kranke sie ganz gewiß nichts mehr angehen würde.

Sie drehte sich nicht mehr um. Da war schon das Tor. Die Straße. Und dort die Ecke, an der Klaus sonst immer gewar...

Die Ecke, an der Klaus stand und auf sie wartete. Es war kein Irrtum.

Langsam kam er auf sie zu. Nun blieb er stehen und breitete die Arme aus. Und Inge, deren Herz auf einmal ganz unvernünftige Sprünge vollführte, flog in sie hinein.

„Klaus!" rief sie. „Oh, Klaus, daß du da bist."

Und dann hielten sie einander umfangen und redeten wild durcheinander. *Bist du wieder gut* – und – *Es war schrecklich ohne dich* – und – *Von den Großeltern wußte ich, daß du frei hast* – und *Das war ja nicht auszuhalten* – und – *Nie wieder, das schwör' ich dir.*

Und dann wurden sie still und gingen ihren alten Weg.

„Heute entwischst du mir nicht wie damals", sagte Klaus nach einer Weile.

„Nie wieder", murmelte sie glücklich.

„Ich lasse dich heute überhaupt nicht zurück ins Krankenhaus", beschloß er.

„Ich brauche nicht mehr hin." Sie erzählte ihm alles, und auf einmal war alles ganz leicht.

Er blieb stehen und nahm sie in seine Arme. „Endlich. Du glaubst gar nicht, wie ich mich darüber freue."

Sie spürte es an seinen Küssen.

→

Schwester Regine

„Du", sagte er, „ich fange jetzt mit meinem Meisterstück an. Weißt du was?"

Sie wußte es nicht.

„Ich baue einen Schrank. Einen Schrank, sage ich dir, an dem unsere Enkel noch ihre Freude haben werden."

Sie brauchten diesmal dreimal so lange, ehe sie zu Hause waren.

Aber die Großeltern wunderten sich nicht.

*

Christoph saß auf den Stufen, die in den Garten führten. Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Etwas Verlorenes war um ihn. Und Vernachlässigtes. Auch Trotz und Traurigkeit. Die Ordnung seiner Welt war gestört.

Er würde jetzt gern rollern. Aber sein Roller war kaputt. Nachher machte Herr Donner ihn wieder ganz. Das hatte er versprochen.

Im Haus lag Mutti. Immer lag sie und stand nie auf. Sie schlief viel und weinte viel, und nie war sie lustig wie früher.

Nicht mal zu seinem Geburtstag war sie aufgestanden.

Gestern hatte er Geburtstag gehabt, am 20. September.

Seinen größten Wunsch hatte niemand ihm erfüllen können, nicht mal Herr Donner. Dabei hatte der ihm die Geschichte erzählt von dem alten Mann, der einen Stein besaß, den er nur zu drehen brauchte, um alles zu bekommen, was er sich wünschte.

Solch einen Zauberstein möchte er haben, jawohl. Den würde er drehen und sich wünschen, daß Mutti mit ihm wieder durch den Garten ging und auf die Straße und durch den Wald. Sie würde wieder schön sein und lustig, und sie würden lachen, lachen, lachen.

Nun hörte er sie rufen.

Vorsichtig schob er sich ein paar Stufen tiefer, weil er durchaus keine Lust verspürte, ins Haus zu gehen. Toni war ja bei Mutti. Sie war immer da und tat alles mit ihr. Sie wusch sie sogar. Warum stand Mutti nicht auf und wusch sich selber, wie er und Vati auch? Wo Vati bloß so lange blieb?

Er ist mit einem Schiff weit weg, weiter als – als der Mond. Weiter weg als die Sonne. Die kann man sehen.

Der Mann geht langsam unter der Sonne, die auf Delos scheint. Die Hitze singt, und eine Lerche fällt, von einer Säule aufsteigend, in ihr Lied. Schlaf einer Eidechse auf den Mosaiken im Hause der Masken. Der Mann watet durch gleißende Trümmer, Marmorblöcke, Reste verschwundener Tempel. Er steht und sieht zu den mageren marmornen Löwen, die hungrig und wachsam kauern und über ihn hinwegstarren. Das Licht bricht sich an den Resten der Marmorstatue Apolls – Torso, formlos, gebrochen, vergangen. Der Mann steht und sieht und denkt. Hört er nicht sprechen? Ödipus – ‚Was hab' ich noch zu sehen und zu lieben – was Freundliches zu hören – ihr Lieben! Führt aus dem Ort geschwind mich – führt, o ihr Lieben, den ganz Nichtswürdigen – –'

Es ist nur der Wind.

Christoph kann mich nicht hören, dachte Ruth. Soll er draußen spielen, solange die Tage noch schön sind.

Sie lag in dem hellen, luftigen Schlafzimmer, das etwas umgestellt war. Ihr Bett stand jetzt so, daß Toni bequem von beiden Seiten herankonnte. Ohne ihre Hilfe vermochte Ruth nicht mehr aufzustehen.

Ihr Blick ging über Christophs Geburtstagstisch. Es war ihr Wunsch gewesen, daß der kleine runde Tisch hier in ihrem Zimmer aufgebaut wurde. Sie hatte teilhaben wollen an seiner Freude. Toni hatte alles nach ihren Wünschen arrangiert. Sie wollten es Christoph so schön wie möglich machen. Da lag das kleine Segelboot, ein Märchenbuch, ein bunter Kreisel, ein Baukasten und anderes. In der Mitte stand der rotlackierte Holzkranz mit den sieben weißen, halb heruntergebrannten Kerzen.

Sieben Jahre war er nun alt.

Ob sie gesund war, wenn er acht wurde? Oder ob sie nicht mehr lebte?

Leise kam Toni ins Zimmer und brachte die Zeitung. „Wollen Sie gleich lesen?"

„Jetzt nicht. Legen Sie sie nur da drüben hin."

Toni legte die Zeitung auf Christophs Tisch, neben das Segelboot.

„Toni? Glauben Sie, daß ich aufstehen kann, wenn mein Mann zurückkommt?" fragte Ruth und ihre Augen klammerten sich an Tonis gutes, zersorgtes Gesicht.

„Wir wollen es hoffen, Frau Grätz. Warum auch nicht?"

„Nicht wahr, es kann möglich sein?"

„Alles ist möglich", tröstete Toni und schüttelte das Bett auf. „Ich muß einholen gehen. Haben Sie noch einen Wunsch?"

Ruth hatte keinen Wunsch.

Als Toni gegangen war, schloß sie müde die Augen. Wo mochte Jürgen jetzt sein?

Christoph öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer und äugte zum Bett hinüber. Schlief Mutti? Es sah so aus.

Auf Zehenspitzen schlich er an seinen Geburtstagstisch. Mit gerunzelter Stirn betrachtete er die Geschenke. Unschlüssig nahm er das rote Segelboot in die Hand. Sollte er es jetzt schwimmen lassen? In der Badewanne war das möglich, besser noch in der Tonne draußen mit dem Regenwasser. Eigentlich hatte er keine Lust dazu.

Er stellte es wieder hin und besah sich die Karte, die Vati ihm geschrieben hatte. Da war ein Riese drauf, der breitbeinig über einem Meer stand, und zwischen seinen Beinen fuhr ein Schiff durch. Das war der Koloß von Rhodos, hatte Mutti ihm vorgelesen. Es war eine schöne Karte. Er stellte sie an sein Segelboot.

Was sollte er jetzt bloß machen? Sein Blick ging lustlos über den Baukasten. Dann entdeckte er die Streichhölzer, die Toni dort liegengelassen hatte.

Er dachte nach.

Wenn er die Lichter anzündete und Mutti dann wachmachte und sie würde die Lichter brennen sehen. Ob sie sich da nicht freuen würde?

Vorsichtig griff er nach der Schachtel, schob sie auf und nahm ein Streichholz heraus. Er ratschte es über die Reibfläche, und schon brannte es.

Seine Augen glänzten, als er es an den schwarzen Docht der ersten Kerze hielt. Sie brannte, nun schnell die zweite, die dritte. Es reichte nicht. Heiß war das.

Er wedelte das Streichholz hin und her, damit es ausging, und machte ein neues an.

Endlich brannten alle sieben Kerzen. Hübsch. Christoph lehnte sich mit beiden Armen auf den Tisch und sah in die kleinen Flammen, die vor seinem Atem unruhig hin und her tanzten. Er sah zum Bett hinüber. Ob er Mutti jetzt wachmachte?

Aber dann hörte er Schritte am Fenster vorbeigehen. Neugierig hob er den Kopf. Es war Onkel Donner. Ob der seinen Roller repariert hatte? Das mußte er schnell wissen.

Auf Zehenspitzen ging er hinaus und ließ die Tür offen. Die Flammen bogen sich von dem Luftzug, und die Karte mit dem Koloß von Rhodos rutschte von dem Segelboot ab und lehnte sich mit einer Ecke an die nächststehende Kerze. Die Flamme erfaßte sie und fraß sie langsam auf. Dann machte sie sich über die Zeitung her, die neben dem Segelboot lag. Mit der hatte sie es leichter, und auch mit dem Boot und dem Baukasten und dem Buch und den anderen Sachen.

Als Ruth aus unruhigem Schlaf erwachte, stand Christophs Geburtstagstisch in Flammen, und heiße Luft strich über ihr Gesicht.

Fortsetzung im nächsten *stern*

schach

Von Georg Kleninger

H. L. Tan neuer Meister Hollands

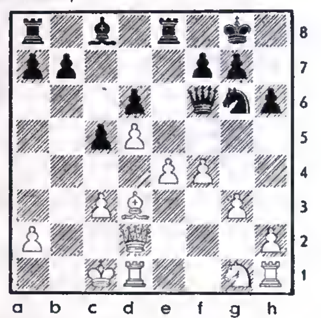
Partie Nr. 388

Nimzoindische Verteidigung

Gespielt um die Meisterschaft Hollands in Den Haag, 1961

Weiß: Donner | Schwarz: Tan

1. d2–d4 Sg8–f6 2. c2–c4 e7–e6 3. Sb1–c3 Lf8–b4 4. Lc1–g5 (Kommt heute wieder in Aufnahme.) 4. ... h7–h6 5. Lg5–h4 (Weit stärker als 5. L×f6, worauf Schwarz mit 5. ... L×c3+ nebst 6. ... D×f6 geringes Stellungsplus erhält.) 5. ... c7–c5 (Der gegebene Zug.) 6. d4–d5 (Außer diesem Zuge kam auch 6. e3 sehr in Frage.) 6. ... Lb4×c3+ 7. b2×c3 d7–d6 (Nicht bewährt hat sich in der Praxis 7. ... e5.) 8. f2–f3 Dd8–e7 9. e2–e4 Sb8–d7 10. Dd1–d2 Sd7–e5 11. f3–f4 (Verständlich, daß der gutstebenda schwarze Springer dem Anziehenden ein Dorn im Auge ist. Trotzdem ist der Zug nicht empfehlenswert, denn er lockert die weiße Bauernstellung.) 11. ... Se5–g6 12. Lh4×f6 (Bitterer Zwang.) 12. ... De7×f6 13. g2–g3 e6×d5 (Schwarz spielt folgerichtig nun auf Öffnung des Spiels.) 14. c4×d5 0-0 15. Lf1–d3 (Im Sinne einer zähen Verteidigung leistete hier 15. Lg2 Besseres.) 15. ... Tf8–e8 18. 0-0-0 (Rochiert bat ja nun Weiß, aber eine Idealstellung hat der weiße König dadurch nicht erhalten.)



Stellung nach dem 16. Zuge von Weiß

16. ... Ta8–b8 17. Sg1–f3 Lc8–g4 18. Th1–f1 Lg4×f3 (Mit Recht tauscht Schwarz seinen Läufer gegen den weißen Springer, um die Drohung e4–e5 endgültig auszuschalten.) 19. Tf1×f3 b7–b5 20. Tf3–e3 Sg6–f8 21. Td1–e1 Sf8–d7 22. Kc1–d1 a7–a5 23. Kd1–e2 b5–b4 (Der schwarze Angriff läuft bereits auf vollen Touren.) 24. c3–c4 Df6–d4 (Eine dominierende Stellung der schwarzen Dame mitten im feindlichen Lager.) 25. Ke2–f1 b4–b3 (Das ist die Entscheidung, denn nun dringt auch noch ein schwarzer Turm ein.) 20. a2×b3 (Auf 26. a3 würde einfach 26. ... b2 folgen.) 26. ... Tb8×b3 27. e4–e5 Tb3–b2 28. Dd2×a5 d6×e5 29. Da5–a4 Te8–d8 30. Ld3–c2 Sd7–b6 31. Te3×e5 g7–g6 32. Te1–e4 Sb8×a4 33. Te4×d4 Tb2×c2 Weiß gibt auf.

In diesem bestechenden Stil errang der junge Meister die diesjährige holländische Meisterschaft.

graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von K. H. Sch., männlich, 25 Jahre

Wir können nicht leugnen, daß wir über die Berufswabl des Schreibers erstaunt waren, weil ihm jene Eigenschaft feblt, die man unwillkürlich mit dem Kaufmannsstand in Verhindung bringt: der Erwerbstrieb! Nicht, daß er überhaupt keln Verbältnis zu Geld und Geldeswert hätte, aber sie bilden nicht die Mitte seines Lebens.

Seine Handschrift wird durch zwei Merkmale geprägt, einmal durch überdurchschnittliche Intelligenz und zum anderen durch Sensibilität, die aber nicht etwa mit Weichlichkeit verwechselt werden sollte, denn davon kann keine Rede sein. Wenn der Schreiber einmal seinen Weg erkannt hat, geht er planvoll auf sein Ziel los. Dabei läßt er es weder an Fleiß noch an Elan, noch an Ausdauer und Unternehmungsfreude fehlen. Auf Grund seines rhetorischen Geschicks, seines gewandten Auftretens, seiner Anpassungsfähigkeit und seiner guten Umgangsformen ist er gerade für den Verkauf sehr geelgnet. Bei aller Liebenswürdigkeit, bei allem scheinbaren Entgegen-

Ich bitte Sie um eine graphologische Skizze. Den Betrag von vier Mark Postscheckkonto Hamburg 8480 in Freiumschlag lege ich bei. Einige Angaben meiner Person:

kommen verliert er sein Ziel niemals aus den Augen. Sein lebhafter Geist, seine Feinnervigkeit, seine Interessen, die sich keineswegs nur auf den Beruf konzentrieren, lassen ihn auch im privaten Bereich anregend und unterhaltsam sein.

—— Hier ausschneiden! ——

Wir übermltteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Cbarakterskizze zu elnem Vorzugspreis von vier Mark pro Schriftprobe. Überwelsen Sie den Betrag auf das Stern-Postscheckkonto Hamburg 84 80, Abteilung Grapbologie. (Nachnabme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie uns gleichzeitig mit der Post: a) diesen

Bestellschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Mit der Bestellung des Gutachtens geben Sie zugleich Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung. Unser Graphologe wird Ihnen möglichst innerhalb von 4 Wochen antworten. 32/61







Zeus Weinsteins Abenteuer



Weitab von Verbrechen, Mord und Totschlag erholt sich Zeus Weinstein an der See. Sein in dunklen Kreisen gefürchteter Verstand macht Ferien, jedoch mit unerwartetem Erfolg. Lucius macht den Meisterdetektiv gerade darauf aufmerksam

66. Fall: Ein Nachmittag am Strand

Das Wetter ist nicht gerade schön, aber trotzdem erholt sich Zeus Weinstein in dem Haus seines Freundes Fogelberg auf der Nordseeinsel S. recht gut. Lucius Fogelberg, Patenkind Weinsteins und dem Sternleser nicht mehr unbekannt, ist mit seinem Vater ins Dorf gefahren. Der Meisterdetektiv geht am Strand spazieren und seinen Gedanken nach. Eine Schaufel und ein Korb Muscheln bringen ihn auf die Idee, Lucius mit einer Sandburg zu überraschen. Zeus Weinstein schaufelt angestrengt eine gute halbe Stunde; das Resultat ist überwältigend.

Um das Maß seiner Güte vollzumachen, denkt er sich auch noch einen Namen für das frisch gestrichene Boot seines Freundes aus und malt ihn mit äußerster Sorgfalt auf den Bug.

So vergeht der Nachmittag mit philantropischen Beschäftigungen, und Zeus Weinstein repariert gerade einen lädierten Wasserball, als Vater und Sohn zurückkommen. Die Freude über Weinsteins Fleißprobe ist groß; die Burg findet uneingeschränkten Beifall. Als Fogelberg senior ins Haus geht, sagt Lucius: „Ich wollte es eben nicht sagen, Onkel Zeus, aber fällt dir denn nichts auf? Wenn du so weitermachst, sieht es für deinen Ruf als gewiefter Kriminalist nicht gut aus."

Wenn Lucius es ihm nicht gesagt hätte, wäre Zeus Weinstein nicht darauf gekommen, was er falsch gemacht hat.

Frage: Was fällt Lucius und dem Leser auf?

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an ZEUS WEINSTEIN BEIM STERN, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 380" hinzu. Einsendeschluß ist der 23. August 1961 (Poststempel). 3. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.

1. Preis: 1 AEG Küchenmaschine im Wert von 370,— DM; 2. Preis: 1 Holiday-Schmalfilmkamera im Wert von 360,— DM; 3. Preis: 1 Servierwagen „Servit" im Wert von 120,— DM; 4. Preis: 1 Rowenta Kaffeemaschine im Wert von 70,— DM; 5.—54. Preis: je 2 Flaschen Verpoorten Eierlikör; 55.—154. Preis: 1 Flasche Verpoorten Eierlikör.

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 375

Unsere Frage lautete: „Wieviel Liter Benzin tanken Kessi und Jan?" Die Lösung: „14 Liter" haben viele richtig geraten. Das Los bestimmte wieder die Gewinner.

Den 1. Preis, ein Auto, gewann Karl-Heinz Schönbeck in Massen; den 2. Preis Ortrun Müller, Mainz-Kastel; den 3. Preis Michael Naderer, Eberbach/Neckar; den 4. Preis Hugo Meitzler, Neustadt/Holst. Die Gewinner 5—154 werden benachrichtigt.



Solange der Weg noch frei ist

Fortsetzung von Seite 16

Aufenthaltserlaubnis für andere Orte? Nein! Erstmal den Bericht über Rostock drucken, dann könne man vielleicht darüber reden.

Es wurde ein langes, fruchtloses Palaver, in dem Herr Römer gleich dreimal verlangte, wir sollten aufhören, die kleinen Krisen und Engpässe zu kritisieren, die ja zugegeben würden. Wir sollten „das große Ganze" sehen. Nichts anderes wollten wir, aber wir durften nicht — weil Herr Römer, Altsozialist, es nicht wollte. Auch sein Chef — versicherte Römer —, der Neukommunist und Alt-PG (Mitgl.-Nr. 8 634 832) Kurt Blecha — habe für unsere Wünsche keinerlei Verständnis. Außerdem dürfe der Stern ja ohnehin nicht schreiben, was er wolle, er wisse Beispiele dafür, dürfe sie aber nicht nennen.

Es wurde ein langes, fruchtloses Palaver, in dem Herr Römer gleich dreimal verlangte, wir sollten aufhören, die kleinen Krisen und Engpässe zu kritisieren, die ja zugegeben würden. Wir sollten „das große Ganze" sehen. Nichts anderes wollten wir, aber wir durften nicht — weil Herr Römer, Altsozialist, es nicht wollte. Auch sein Chef — versicherte Römer —, der Neukommunist und alte Nazi Kurt Blecha (NSDAP-Mitgl.-Nr. 8 634 832 seit 1941) — habe für unsere Wünsche keinerlei Verständnis. Außerdem dürfe der Stern ja ohnehin nicht schreiben, was er wolle, er wisse Beispiele dafür, dürfe sie aber nicht nennen.

Gewiß, das zermürbt, aber das allein ist nur selten der ausschlaggebende Grund für die Flucht. Es sind andere Dinge, die da in Marienfelde beim Notaufnahme-Verfahren als unerträglich geschildert werden: „Ja, sehen Sie, bei uns im Betrieb, egal wie der Produktionsprozeß steht, ist jeden Montagmorgen politische Zeitungsschau. Einer muß vortragen. Der muß den ganzen Sonntag arbeiten, damit er auch das Richtige sagt. Er weiß ganz genau, daß er Unsinn redet, Planerfüllung, freiwilliges Übersoll, Friedensvertrag und was weiß ich, er weiß es aus eigener Erfahrung und alle, die zuhören, wissen es auch. Man kann nicht ewig anders reden als man denkt, in zwei Zungen. Das macht einen ganz krank. Von morgens bis abends, in der Hausgemeinschaftsversammlung, in der Gewerkschaftsversammlung, in der Gesellschaft für Sport und Technik — ich konnte das nicht mehr ..."

Das sagte ein „Material-technischer Planer", ein Mann mit einer guten Stellung. Bei anderen liegt der Ton auf anderen Einzelheiten. Aber im Grunde ist es immer das gleiche: Ihr ganzes Leben ist von der Partei durchwuchert, von ihren Geboten und Verboten. Es bleibt kein Raum mehr für eigenes Wollen, Denken, Handeln — und wenn es nicht mehr ist als der Wunsch, angeln zu gehen statt zum Polituntericht.

Viele haben es lange ertragen, haben die verlangten Sprüche hergesagt, den Mund gehalten und ihre Arbeit getan, in der Hoffnung, daß es doch noch besser, anders wird. Und in der beruhigenden Gewißheit, daß notfalls der Weg nach draußen, über Berlin, noch frei ist. Diese Gewißheit gibt es jetzt nicht mehr. Tag für Tag kündigt die SED-Presse an, bald werde die „DDR" jedweden Verkehr von und nach Berlin kontrollieren, und ihre Leser glauben es. Viele, die den Entschluß zur Flucht seit langem mit sich herumschleppten, und ebenso lange immer wieder hinausschoben — sie gehen jetzt. Aus Furcht, es könnte sonst zu spät sein. Sie sehen keine Zukunft mehr, dort — sie ziehen eine ungewisse Zukunft gar keiner vor. ●



Um Barbara Braun das Aussehen einer Eingeborenen zu geben, zwang man sie, sich die Haare schwarz zu färben



Talib Abdul Hafez, der Mann, der Barbara Braun zum Verhängnis wurde. Er war das schwarze Schaf einer angesehenen Familie

Über die Schicksale deutscher Frauen im Orient berichtet Leo Sievers

Barbara Braun ist verschollen. Das Mädchen, einundzwanzig, blond, langbeinig, auffallend hübsch, ist mit dem Bruder Harald nach Afrika getrampt, um die Welt kennenzulernen. In Tunis hat sie eine Stellung als Dolmetscherin in der ghanesischen Botschaft angenommen. Sie spricht Englisch, Französisch und etwas Arabisch. Harald ist indessen weitergezogen. Durch Libyen, Ägypten, den Sudan, Äthiopien. Im Herbst wollte er wieder in Tunis sein. Zweimal hat er seine Schwester von unterwegs angerufen. Zweimal war alles in Ordnung. Aber als er sich zum drittenmal meldet, ist ein Fremder an Barbaras Apparat, und von ihm erfährt Harald drei niederschmetternde Wahrheiten:

Barbara hat geheiratet, ohne ihrem Bruder eine Nachricht zu geben.

Ihr Mann, der Araber Talib Abdul Hafez, ebenfalls ein Angestellter der ghanesischen Botschaft in Tunis, wird polizeilich gesucht.

Beide sind von einem Ausflug zu den Soldatengräbern in Bizerta nicht zurückgekehrt. Seitdem fehlt jede Spur von Barbara Braun.

*

Harald Braun stand in dem Kaffeehaus in Alexandria und preßte den Telefonhörer gegen das Ohr. Die Verbindung war miserabel. Es knackte in der Leitung, und manchmal ging die Stimme des Mannes aus Tunis in einem Rauschen unter.

„Was kann ich denn tun?" rief er in den Hörer und schlug blind nach den Fliegen, die ihn umschwirrten. Um ihn herum waren fremde lebhafte Menschen an den Tischen, und die Hitze hielt ihn umschlossen wie ein dickes Wolltuch, das man gerade aus einem Kessel mit kochendem Wasser gezogen hatte.

„Nichts!" sagte der Mann aus der ghanesischen Botschaft in Tunis. „Was wollen Sie denn tun? Kein Mensch weiß, wo sie sind."

„Soll ich hinkommen?"

„Wenn Sie Lust haben, können Sie herkommen, aber hier kann Ihnen auch niemand mehr sagen."

„Und weswegen wird der Mann gesucht?" Harald Braun bekam keine Antwort. Es knackte in der Hörmuschel, dann knisterte es, als sei es der Sonne endlich gelungen, sämtliche Telefonleitungen Alexandrias zum Schmelzen zu bringen.



Quer durch Nordafrika folgte Harald Braun den Spuren seiner verschollenen Schwester

Die Braut hat ihre Schuldigkeit getan

Die hübsche Barbara Braun ist in Tunis verschwunden. — Ihr Bruder entdeckt Monate später eine Spur in Damaskus



Unzertrennlich auf ihren vielen abenteuerlichen Reisen waren die Geschwister Harald und Barbara Braun aus Berlin. Es bleibt unverständlich, daß Barbara ihrem Bruder den unseligsten Entschluß ihres Lebens verschwieg

„Hallo! Hallo! Sind Sie noch da?" Aus. Das Gespräch war zu Ende. Harald Braun legte den Hörer auf. Er bezahlte seinen Kaffee, die Zigaretten und die Telefongebühr und ging langsam hinaus aus dem heißen Schatten des Cafés in die glühend flimmernde Luft der Straße, in deren weiche Teerdecke dicht an dicht die Blechverschlüsse von vielen tausend Limonadeflaschen eingetreten waren.

Harald Braun fuhr nicht mehr nach Tunis zurück. Er suchte sich einen Dampfer, der ihn nach Genua brachte. Von dort aus trampte er in den Schwarzwald zu seiner Frau und dann weiter nach Berlin. Zu seiner Mutter, die er seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Frau Braun hatte sich daran gewöhnen müssen, daß ihre Kinder unruhig waren, daß sie von einer unstillbaren Sehnsucht nach fremden Ländern umhergetrieben wurden. Sie hatte oft lange Zeit nichts von ihnen gehört. Nur hin und wieder kam eine Karte. Aus Kopenhagen, aus Brüssel, aus Malmö, aus Paris. Und in diesem Jahr auch aus Tunis, aus Kairo, aus Khartum. Sie hatte sich oft Sorgen gemacht, aber sie war nie auf den Gedanken gekommen, daß etwas Ernstliches passieren könnte.

Frau Braun brauchte lange, bis sie begriff, daß ihre Bärbel nicht mit zurückgekommen war. Daß sie fort war, verschollen, und daß sie vielleicht nie mehr wiederkommen würde.

Aber sie fand kein Wort des Vorwurfs für ihren Sohn. Sie hörte sich seine Geschichte an und schwieg. Erst als er fertig war, sagte sie: „Es

Weiter auf der nächsten Seite

Die Braut hat ihre Schuldigkeit getan

Fortsetzung von Seite 55

geht ihr sicher nicht gut. Das fühle ich. Aber sie lebt. Das weiß ich. Und sie wird uns sicher bald schreiben! – Du hast bestimmt Hunger, mein Junge?" Und sie ging in die Küche, um ihm Bratkartoffeln mit Salat zu machen.

*

Zwei Tage darauf, am 16. November 1960, brachte der Postbote einen Brief mit vielen bunten, fremden Marken. Er kam aus Damaskus und trug unverkennbar Barbaras Schriftzüge. Er war an Frau Braun adressiert.

„Liebste Mama, eigentlich habe ich schon einmal geschrieben, doch diesmal möchte ich dich bitten, mir etwas zu senden. Die Fotokopie meiner Geburtsurkunde wird nicht anerkannt. Würdest Du bitte eine andere amtlich beglaubigen lassen. Es ist von äußerster Wichtigkeit, daß ich sie bald erhalte. Die genaue Adresse werde ich Dir noch mitteilen. Der Bruder meines Mannes war hier und hat mich in die Obhut entfernter Verwandter bis zum Erhalt meines Einreisevisums nach Saudi-Arabien gegeben. Es ist, glaube mir, höchst interessant. Zum Beispiel darf man sich Männern nicht ohne Kopfbedeckung zeigen, und man ißt auch nicht am gleichen Tisch mit ihnen. Außerdem werde ich, wenn ich das Visum endlich bekomme, verschleiert gehen müssen, schwarz. Hier wird auch nur arabisch gesprochen, und das ist gut für mich. Werde ich diese Sprache doch nun endlich richtig lernen. Ich darf nicht frei schreiben, weil alle Post geöffnet wird, aber mein Mann wird sich in einem ‚gewissen Hause' wahrscheinlich länger als ein Jahr aufhalten müssen. So werde ich ihm also einen einjährigen Sohn präsentieren. Denn ich hoffe ganz bestimmt, daß es ein Sohn sein wird. Den Umständen entsprechend geht es mir auch gut. Es sind sieben Monate, und man glaubt mir höchstens fünf. Leider besitze ich nämlich keine Umstandskleider und kann meine alten Sachen tragen mit offenem Reißverschluß.

In der Hoffnung, daß Ihr Euch in guter Gesundheit befindet, verbleibt mit besten Grüßen B."

Ein sonderbarer Brief. Zuerst einmal sachlich, dann wieder von einem fast kindlichen Mitteilungsbedürfnis, als sei das Staunen über die fremde Welt wichtiger als die Hintergründe des eigenen Schicksals. Aber so verschlossen in allen wesentlichen Dingen, als sei er an einen fremden Menschen gerichtet und nicht an die eigene Mutter. Und von einer ängstlich verborgenen Resignation.

Man mußte schon zwischen den Zeilen lesen können, wenn man wissen wollte, wie es der jungen Frau in Damaskus ums Herz war. Und Frau Braun konnte zwischen den Zeilen lesen.

„Wann fährst du zu ihr?" fragte sie ihren Jungen.

„Sobald wie möglich", sagte Harald.

In den nächsten Tagen ging er umher, um das Reisegeld zusammenzubekommen. Er brauchte nicht viel. Er war immer anspruchslos gewesen. Es ging hauptsächlich um die notwendigsten Fahrtkosten und um einige Gegenstände zum Tauschen, die im Bedarfsfall wichtiger sein konnten als Geld.

Er fuhr per Anhalter über München nach Triest. Hier kaufte er sich für 12 000 Lire eine Pistole, Kaliber 7,65. Sicherheitshalber. Den Waffenschein beantragte er bei der italienischen Polizei.

„Was wollen Sie damit?" fragte der Beamte.

„Ich suche meine Schwester", sagte Harald Braun und erzählte seine Geschichte. „Ich weiß, was los ist, wenn man in einigen orientalischen Ländern nach einer Frau fragt."

Der Beamte nickte und fertigte den Schein aus.

Von Triest ging es mit den verschiedensten Fahrzeugen weiter über Ljubljana nach Belgrad, Skopje, Thessaloniki, Istanbul, Ankara.

Von hier aus fuhr ein Zug nach Damaskus.

Die Fahrt war billig. Bis zur syrischen Grenzstation Meidan Ekbes kostete es nur sechzehn Mark in der vierten Klasse. Die Abteile waren nicht sonderlich gepflegt, aber man konnte ausgezeichnet im Gepäcknetz schlafen, während der Zug auf das Abfahrtsignal wartete.

Er wartete ziemlich lange. Erst einmal fuhr er nur jeden dritten Tag, und dann setzte er sich souverän über alle Fahrpläne hinweg.

„Was ist denn los?" fragte Harald Braun aus seinem Gepäcknetz herunter, als ein Schaffner durch das Abteil kam.

„Ein Herr hat angerufen", erklärte der Schaffner und lächelte nachsichtig. „Er kann leider erst etwas später kommen. Wir warten auf ihn. Aber es soll nicht mehr lange dauern. Ein Stündchen höchstens noch."

„Was für ein Herr?"

Der Schaffner zuckte die Achseln. „Irgendein Herr. Ich kenne ihn nicht. Er hat die Sache mit dem Lokomotivführer besprochen."

Etwa drei Stunden nach dem fahrplanmäßigen Abfahrtstermin kam der Herr, auf den ein ganzer Zug mit sämtlichen Insassen wartete, gemächlich den Bahnsteig entlanggeschlendert, hatte ein kurzes Gespräch mit dem Lokführer und erklomm dann ein Erste-Klasse-Abteil. Bald darauf setzte sich der Zug schnaufend in Bewegung.

Nach einigen Stunden konnte Harald Braun es nicht mehr in seinem Gepäcknetz aushalten. Er ging etwas im Zug spazieren, und jetzt lernte er im Gang den Herrn kennen, um dessentwillen der Zug drei Stunden zu spät abgefahren war. Es war ein freundlicher Jordanier mit vielen Brillantringen an den Fingern. Nachdem sie sich eine Zeit unterhalten und festgestellt hatten, daß sie beide nach Damaskus wollten, schlug er vor:

„Was meinen Sie, wollen wir nicht in Haleb aussteigen und mit einem Taxi weiterfahren? Ich finde es so langweilig, immer im Zug zu fahren."

Harald war einverstanden. Es gesellten sich noch drei andere Jordanier zu ihnen. In Haleb, dem alten Aleppo, nahmen sie ein Taxi und fuhren zusammen nach Damaskus. Die Herren setzten Harald Braun vor dem deutschen Generalkonsulat ab. Als er nach seinem Anteil an den Fahrtkosten fragte, winkten sie ab, wünschten ihm viel Glück und fuhren weiter.

Es war der 9. Dezember 1960.

Im deutschen Generalkonsulat versprach man sofort, alles zu tun, um Harald Braun die Suche nach seiner Schwester zu erleichtern. Man gab ihm die Anschrift eines Rechtsanwalts in Damaskus, der über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, und man informierte sofort die örtlichen Polizeibehörden. Dann erhielt Harald Braun die Adresse eines einheimischen Journalisten, der ihm eventuell von Nutzen sein konnte. Mehr konnte zunächst nicht geschehen, denn es war ein Freitag, und am Freitag herrscht Sonntagsruhe in islamischen Ländern. Aber Harald Braun machte eine persönliche Bekanntschaft, die sehr wichtig war. Er lernte in einem Café einen syrischen Major kennen, der sich sofort bereit erklärte, ihm zu helfen.

Die erste Nachricht über seine Schwester bekam Harald Braun am anderen Morgen schon ganz früh im deutschen Generalkonsulat: „Wir haben durch die syrische Polizei erfahren, daß Ihre Schwester bis Ende November hier in Damaskus gelebt hat. Dann hat sie Syrien in Richtung Libanon verlassen."

Um 10.30 Uhr rief der syrische Major bei Harald Braun im Hotel an. Er hatte schon genauere Informationen.

„Herr Braun? Hören Sie? Also erstens habe ich herausbekommen,

daß Ihre Schwester am 29. November Damaskus verlassen hat. Zweitens: Ein Bote hat sich für Ihre Schwester hier beim saudi-arabischen Konsulat um ein Visum bemüht."

„Wissen Sie denn, wo Barbara hier gewohnt hat?"

„Nein. Aber ich habe Ihnen einiges über Ihren Schwager zu berichten. Leider nichts Gutes. Talib Abdul Hafez stammt zwar aus einer angesehenen Familie, aber er scheint das schwarze Schaf zu sein. Er wurde von Interpol wegen Rauschgiftschmuggels gesucht. Und jetzt ist er wegen eines umfangreichen Scheckbetrugs festgenommen und nach Saudi-Arabien ausgeliefert worden."

Die dritte Nachricht kam von dem Journalisten. Sie rundete das Bild ab. „Ich habe leider bisher nur in Erfahrung gebracht, daß Ihre Schwester im November hier irgendwo in Damaskus gelebt hat. Dann ist sie nach Beirut ausgereist. Ich habe aber den Eindruck, daß das saudi-arabische Konsulat genau über alle näheren Umstände informiert ist. Hören Sie zu, Herr Braun, ich schlage Ihnen vor, daß wir nachmittags einmal dahin gehen und mit dem Konsul sprechen."

Der Journalist machte noch einen anderen Vorschlag: Er wollte Barbaras Bild in seiner Zeitung veröffentlichen und seine Leser bitten, bei der Suche zu helfen.

Am Nachmittag um halb vier gingen der Major, der Journalist, der Advokat und Harald Braun zum Konsulat von Saudi-Arabien.

Der Konsul empfing die Herren mit der angeborenen Würde des Arabers. Er bot ihnen Sessel an und zog sich hinter seinen Schreibtisch zurück. „Bitte", sagte er, „was wünschen Sie?" Er betrachtete den jungen, bärtigen Mann, der aus dem fernen Deutschland zu ihm gekommen war, mit ausdruckslosem Gesicht.

„Dieses hier", sagte der Major, „ist Herr Harald Braun. Er sucht seine Schwester. Sie heißt Barbara Braun und ist mit einem saudi-arabischen Staatsangehörigen namens Talib Abdul Hafez verheiratet. Sie hat bis zum 29. November in Syrien gewohnt, und wir haben erfahren, daß sie sich bei Ihnen um ein saudi-arabisches Visum beworben hat."

Das Gesicht des Konsuls blieb regungslos. Aber als er jetzt eine Zigarette aus der Pappschachtel fingerte, konnte man seinen Händen ansehen, daß er nervös wurde.

„Barbara Braun hat bis zum 29. November in Damaskus gewohnt", fuhr der Major fort, „und sie hat einen Boten zu Ihnen geschickt. Soviel ist uns bekannt."

„Und was wollen Sie von mir?" Der Konsul nahm drei tiefe Züge aus seiner Zigarette, dann drückte er sie in der marmornen Aschenschale aus.

„Wir wollen Sie bitten", sagte der Major, „uns zu sagen, was Sie über den weiteren Verbleib von Barbara Braun wissen."

Der Konsul brannte sich eine zweite Zigarette an, und zwischen den ersten Zügen sagte er: „Bitte, erklären Sie mir genau, was Sie wissen wollen."

„Zunächst einmal, wo Barbara Braun hier in Damaskus gewohnt hat", sagte der Journalist.

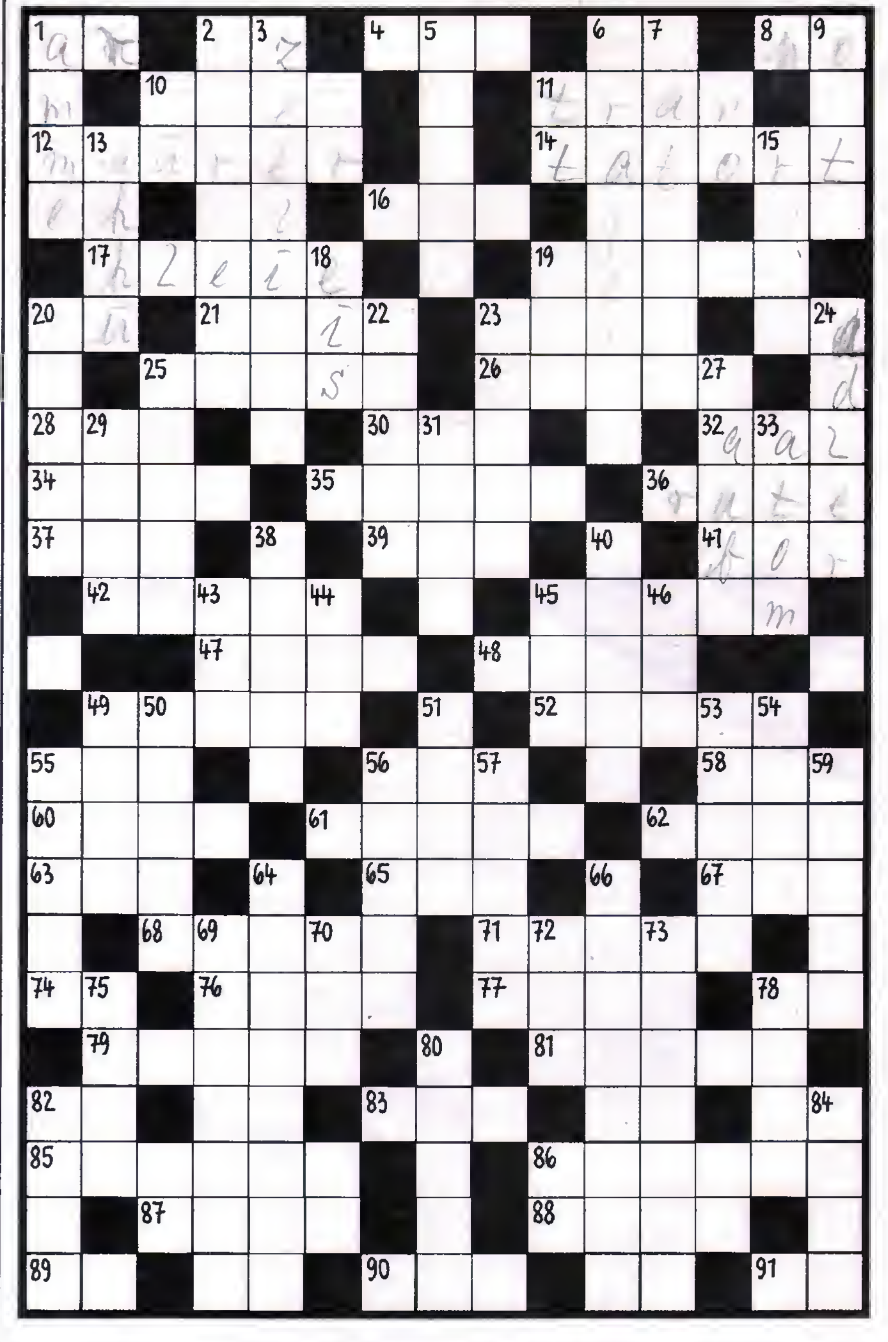
Der Konsul drückte seine Zigarette wieder aus und dachte einen Augenblick nach. Dann zog er die dritte aus der Schachtel. Er rauchte sie hastig an, und nach einiger Zeit sagte er:

„Meine Herren. Erstens: Barbara Braun hat ihre Reise freiwillig gemacht. Zweitens: Sie ist mit Talib Abdul Hafez verheiratet. Drittens: Sie besitzt einen saudi-arabischen Paß, denn sie ist saudi-arabische Staatsangehörige. Viertens: Sie hat sich in Damaskus nur aufgehalten, um ein saudi-arabisches Visum zu bekommen."

„Moment bitte", sagte der Advokat. „Das kann doch nicht stimmen. Wenn sie die saudi-arabische Staatsange-

Weiter auf der übernächsten Seite

stern-rätsel



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Flächenmaß, 4. Teil großer Pflanzen, 8. Strom in Italien, 10. Sumpflandschaft, 11. Fischfett, 12. Bauhandwerker, 14. Stelle, an der ein Verbrechen geschah, 16. Stadt am Süd-Ural, 17. Mühlenabfallprodukt, 19. Fahrzeugschaden, 21. afrikanischer Storchvogel, 23. Musikzeichen, 25. Innenorgan, 26. Lebensabschnitt, 28. Meeresbucht, 30. Teil des Wagens, 32. Speisefisch, 34. Haustier, 35. Hunderasse, 36. Teilzahlung, 37. Schicksal, 39. Fleck, Kennzeichen, 41. chemischer Grundstoff, 42. Stadt am Niederrhein, 45. orientalisches Frauengemach, 47. Lebenshauch, 48. Göttin der Kunst, 49. winklige Ecke, 52. Verwandte, 55. Todesgöttin, 56. Viehfutter, 58. Kraftstoß im Motor, 60. See im asiatischen Teil der Sowjet-Union, 61. Nebenfluß der Seine, 62. Ostsee-Halbinsel, 63. afrikanische Antilope, 65. Tongeschlecht, 67. Honigbier, 68. Wundmal, 71. Kurort in der Schweiz, 74. Augenblick, 76. Liebesgott, 77. Verpackungsgewicht, 79. Niederschlag, 81. heftige Luftbewegung, 83. Monat, 85. wilde jammernde Kreischtöne, 86. Monarchentitel, 87. Nachkomme, 88. große Wasserfläche, 89. Strom in Sibirien, 90. Universum, 91. Spielkarte. – **Senkrecht**: 1. Nährmutter, 2. Gewinn, Überlegenheit, 3. Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen, 5. Waschmittel, 6. Teil der Herrenbekleidung, 7. künstlerische Morgenfeier, 9. Nebenfluß der Unterelbe, 13. Stromsammler, 15. Papiermaß, 18. Aggregatzustand des Wassers, 19. geographischer Punkt, 20. Währung der Sowjet-Union, 22. Blutwasser, 23. Requisit des Schneiders, 24. Raubvogel, 25. Vorstoß an Uniformen, 27. deutscher Dichter, 29. südliche Stadt der Sowjet-Union am gleichnamigen Meeresteil, 31. biblische Männergestalt, 33. Elementarteilchen, 38. Gliederband, 40. Hühnervogel, 43. Nebenfluß der Weichsel, 44. Schiffseite, 45. Teil der Bekleidung, 46. Nordlandtier, 49. Bestandteil von Früchten, 50. blutstillendes Salz, 51. südamerikanischer Staat, 53. Überschrift, Leitgedanke, 54. Vogel, 55. Mörder Siegfrieds, 56. Unterwelt der griechischen Sage, 57. Schmutz, 59. Hafen der kaukasischen Schwarzmeerküste, 64. Zustand aufgebrachter Gefühle, 66. Bildnis, 69. Teil des Mittelmeeres, 70. Gutschein, 72. abessinischer Fürstentitel, 73. urweltliches Tier, 75. Gebeinaschegefäß, 78. Fluß in der Schweiz, 80. Zurechtweisung, 82. Aufgeld bei Börsengeschäften, 84. Hauptpflanze der Wiesen.

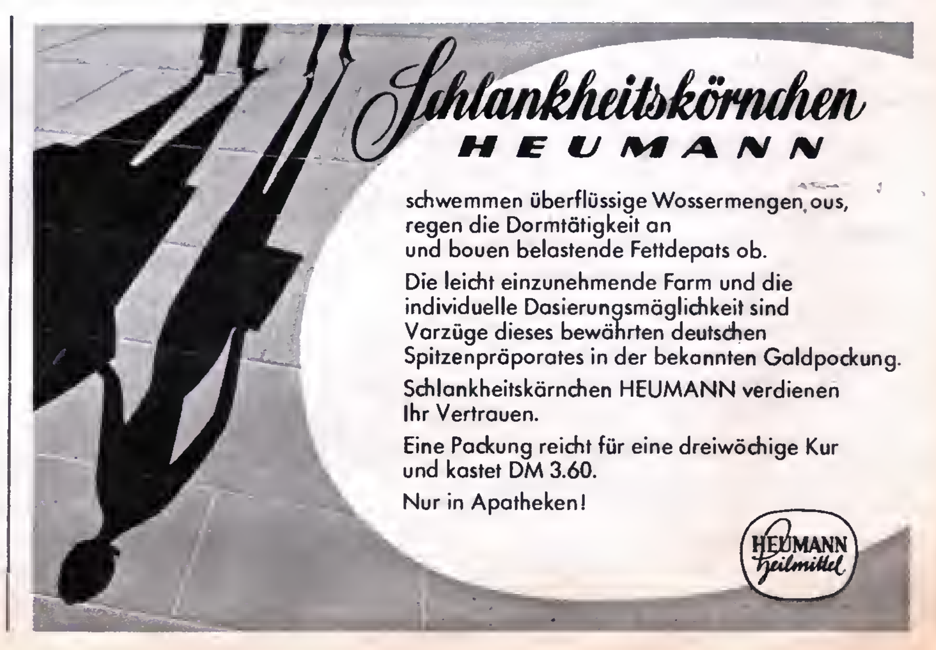
MACH'S MIT MILDE

Feigheit – Export – Haß – Herr – Anfang – Saat – Zwerg – Bewegung – Teufel – Materialismus – Solo – Kälte – Leben – Vater – Weite – Weichheit – Sonnenschein – Müßiggang – Wahrheit – Niederlage – Hölle – Flut – Helligkeit – Onkel – Festland – Stumpfheit – Mädchen – Vergänglichkeit – Deflation – Höhe. Zu den vorstehenden Wörtern ist jeweils das Gegenteil bzw. der Kontrast zu suchen. Nach Herausfinden der richtigen Wörter ergeben deren Anfangsbuchstaben, in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen, einen Sinnspruch.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 31

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 2. Sphaere, 7. Maas, 9. Herde, 10. Omen, 12. Schur, 14. Islam, 16. Lametta, 18. Spass, 20. Etat, 23. Steine, 25. Granate, 27. Name, 30. Gott, 31. Mal, 32. Erie, 34. Eibe, 36. Italien, 39. Mendel, 42. Held, 43. Lider, 45. Laterne, 48. Priem, 49. Erich, 50. Gent, 51. Emden, 52. Skat, 53. Gruetze. Senkrecht: 1. Base, 3. Phrasen, 4. Arie, 5. Reiter, 6. Hemd, 8. Achse, 11. Malta, 13. Ulan, 15. Satan, 17. Isegrim, 19. Pistole, 21. Antenne, 22. Geselle, 24. Trost, 25. Gelb, 26. Teile, 28. Amen, 29. Mai, 33. Rille, 35. Eminenz, 37. Ahorn, 38. Edamer, 40. Eder, 41. Druck, 44. Oper, 46. Erde, 47. Shag.



Fortsetzung von Seite 57

hörigkeit besitzt, braucht sie doch gar kein saudi-arabisches Visum!"

Der Konsul erhob sich. Er ließ die Frage unbeantwortet.

„Und wenn ich meine erste Frage noch einmal wiederholen darf", sagte der Journalist. „Wo hat Barbara Braun in Damaskus gewohnt?"

Der Konsul hob die Hände. „Es tut mir leid, meine Herren. Ich kann die Adresse im Augenblick nicht finden. Kommen Sie doch bitte morgen wieder zu mir."

Er begleitete seine Besucher bis zur Tür und sagte: „Ich erwarte Sie morgen um vierzehn Uhr."

Am nächsten Tag, Sonntag, dem 11. Dezember, fanden sich alle vier Herren wieder auf dem saudi-arabischen Konsulat ein. Heute machte der Konsul überhaupt keinen nervösen Eindruck. Die Unterredung dauerte nur wenige Minuten.

Er sagte: „Meine Herren, ich habe die Adresse inzwischen gefunden. Ich bin aber leider nicht in der Lage, sie Ihnen mitzuteilen. Außerdem sehe ich mich außerstande, Ihnen weitere Auskünfte in dieser Sache zu geben."

Harald Braun ging nach diesem erfolglosen Besuch niedergeschlagen in sein Hotel zurück, und da erhielt er schon bald einen Anruf, der das Bild völlig verwirrte.

Gegen fünf Uhr meldete sich das Polizeipräsidium und teilte ihm mit, eben habe ein Grenzkontrollpunkt angerufen, Barbara Braun sei gestern, Sonnabend, den 10. Dezember, mit einem deutschen Reisepaß aus Beirut kommend in Syrien eingereist.

Auf einmal war Harald wieder voller Zuversicht. Wenn Barbara nach Syrien gekommen war, dann mußte sie auch nach Damaskus kommen! Vielleicht war sie schon da! Es mußte möglich sein, sie zu finden.

Aber kaum eine Viertelstunde später wurde er schon wieder ans Telefon gerufen. Zum zweitenmal meldete sich das Polizeipräsidium.

„Hören Sie, Herr Braun! Wir haben soeben erfahren, daß Ihre Schwester gestern hier in Damaskus war. Aber nur ganz kurz. Sie ist noch am selben Tag als einziger Passagier in einem Flugzeug der ‚Saudi-Airlines' nach Djidda abgeflogen."

Auf einmal hatte Harald eine Erklärung für die Nervosität des Konsuls bei der gestrigen Unterredung: Er hatte also gewußt, daß Barbara während des Gesprächs in Damaskus gewesen war! Ganz in der Nähe ihres Bruders!

Aber was hatte er für einen Grund gehabt, zu verhindern, daß die Geschwister einander begegneten?

Jetzt war sie fort. In fast unerreichbare Fernen entrückt. In einem Land, für das es fast unmöglich war, ein Touristenvisum zu bekommen.

Im nächsten Stern:

Das unerklärliche Orakel — Wiedersehen in der verbotenen Stadt

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 6. BIS 12. AUGUST 1961

Dieser Abschnitt hat für die Gestaltung der Zukunft ganz besondere Bedeutung. Der Westen sieht sich in die Enge getrieben; es stellt sich heraus, daß er Versprechungen nicht halten kann. Die Berlinfrage dürfte de facto bereits am 6./7. VIII. entschieden sein. Ein bedeutsames Vertragswerk liegt zur Unterzeichnung bereit. In Frankreich ist mit einem Regierungswechsel zu rechnen, falls er nicht schon erfolgt ist. Bei seinen Expansionsbestrebungen stößt Rußland um die Augustmitte in neue Räume vor, ohne daß ihm jemand entgegentreten könnte.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Eine Woche, die viel Schönes bringen wird, liegt vor Ihnen. Nette Menschen aus Ihrer Umgebung tragen dazu bei, daß Sie den Beruf und seine Sorgen vergessen. Am 11./12. VIII. sind Sie nicht zu schlagen.
1.–9. Januar Geborene: Die Harmonie in der Familie ist wiederhergestellt. Einem Besuch können Sie deshalb getrost in die Augen sehen. Wenn man Ihnen am 12./13. VIII. ein paar direkte Fragen stellt, brauchen Sie keine Komplexe zu bekommen.
10.–20. Januar Geborene: Ihre Gefolgschaft wird größer. Jetzt kommt Ihnen Organisationstalent mehr denn je zugute. Am 7./8. VIII. ist es am besten, wenn Sie nach Ihrem Kopf handeln. Überhören Sie etwaige dumme Redensarten.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Die Grundlagen für ein Unternehmen, das noch in diesem Monat Früchte bringt, können jetzt geschaffen werden. Sie haben gewichtige Fürsprecher, die Sie wohl auch bei Kontroversen nicht im Stich lassen werden.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Man wird Ihnen keine Ruhe lassen, ehe auch Sie Ihre Meinung gesagt haben. Seien Sie nur deutlich, man nimmt Ihr Urteil sehr ernst, auch wenn man es nicht zugibt. Viel Arbeit gibt es am 10./11. VIII.
9.–18. Februar Geborene: Eine Verbindung, die Sie freiwillig eingingen, hat neue Pflichten für Sie gebracht. Am 10. VIII. ist das für Sie recht lästig, doch bleibt das Lob von weiblicher Seite nicht aus. So fügen Sie sich noch einmal.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Sie brauchen nicht darum zu bangen, daß Ihre Gefühle auch erwidert werden. Es kann Ihnen doch nicht verborgen geblieben sein, was man für Sie alles getan hat. Das spricht deutlicher als alle Worte am 6./7. VIII.
28. Februar bis 9. März Geborene: Ihre innere Unruhe ist verständlich. Sie glauben, übergangen worden zu sein, sind sich aber keiner Schuld bewußt. Wenn Sie sich nicht schmollend zurückziehen, kann der 8. VIII. vielleicht eine Erklärung bringen.
10.–20. März Geborene: Ihr Kurs ist richtig. Das werden auch diejenigen bald einsehen müssen, die Ihnen jetzt Vorhaltungen machen. Wenn man sich am 5./6. VIII. vernünftigen Erwägungen nicht zugänglich zeigt, müssen Sie einfach abwarten.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Ihr Ehrgeiz sollte nicht so weit gehen, alle Menschen, an denen Ihnen liegt, „unter einen Hut" bringen zu wollen. Sonst gibt es Pannen. Am 9./10. VIII. ist es sogar am besten, Sie machen sich allein auf den Weg.
31. März bis 9. April Geborene: Die Selbstsicherheit anderer erfüllt Sie manchmal geradezu mit Neid. Auch Ihnen sollte jetzt nicht der Mut fehlen, so aufzutreten, wie es Ihrer Position entspricht. Am 10./11. VIII. können Sie Lorbeeren ernten.
10.–20. April Geborene: Eine Änderung auf dem beruflichen Sektor hat Ihnen gut getan. Sie wissen jetzt, daß es nicht richtig ist, den Geduldigen zu spielen. Richten Sie sich am 7./8. VIII. danach und hängen Sie nicht trüben Gedanken nach.

STIER

21.–29. April Geborene: In dieser Woche dürfte manches, womit Sie schon häufig in Gedanken spielten, in Erfüllung gehen. Die Preise, die bei überraschendem Angebot genannt werden, sind erträglich. Das Glück ist Ihnen auch am 12. VIII. treu.
30. April bis 10. Mai Geborene: Auf Ratgeber, denen Sie noch nie ganz trauten, sollten Sie nicht gerade, wenn es brenzlig wird, hereinfallen. Rechnen Sie mit dem Pfennig, dann steht Ihre Entscheidung am 10./11. VIII. von vornherein fest.
11.–20. Mai Geborene: Als Frau können Sie sich in dieser Woche ausgesprochen geborgen fühlen. Die Gelegenheit, sich verwöhnen zu lassen, sollten Sie getrost ergreifen. Dämpfen Sie nur am 10./11. VIII. den Übermut anderer ein wenig.

ZWILLINGE

21.–31. Mai Geborene: Belastungen außergewöhnlicher Art sind Sie fürs erste noch gewachsen. Es fragt sich nur, wie Sie, auf weite Sicht gesehen, mit allem fertig werden wollen. Ein entsprechender Hinweis ist am 8./9. VIII. angebracht.
1.–9. Juni Geborene: Bei Ihnen geht alles wie am Schnürchen. Sie haben eine Vertrauensstellung erlangt und erfahren wichtige Neuigkeiten früher als andere. Um ein Versprechen einzulösen, müssen Sie das Wochenende abschreiben.
10.–20. Juni Geborene: Achten Sie mehr als bisher auf Ihre Gesundheit. Es würde auch anderen sehr leid tun, wenn Sie gerade in dem Augenblick indisponiert sind, in dem man Sie zum Mitmachen auffordert. Vor allem am 12./13. VIII. keine Eile!

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Die Gelegenheit, Fragen persönlicher Natur zu klären, ist günstig. Man fühlt ähnlich wie Sie und ist dementsprechend geneigt, Ihnen entgegenzukommen. Am 11./12. VIII. läßt sich volle Übereinstimmung erzielen.
2.–11. Juli Geborene: Zeitraubende Laufereien bleiben Ihnen nicht erspart. Es empfiehlt sich jedoch, nicht durch Hintertürchen, sondern auf normalem Weg das Ziel anzusteuern. Bei einem Ausflug sind Sie am 12./13. VIII. um so erleichterter.
12.–22. Juli Geborene: Vorschläge, die Sie zu hören bekommen, sind durchaus brauchbar. Man ahnt, daß Sie die Trümpfe in der Hand haben und sie nicht leichtfertig ausspielen. Einen Gewinn am 7./8. VIII. möchte man gern mit Ihnen teilen.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Die Ereignisse in diesen Tagen können bedeutsam für Ihr ganzes Leben werden. Sie müssen unter allen Umständen vertreten, was Sie für richtig halten und bereit sein, am 9./10. VIII. die Konsequenzen zu ziehen.
3.–12. August Geborene: Sie beabsichtigen, sich für andere einzusetzen. Ihr Eifer braucht jedoch nicht unbedingt größer zu sein, als der des Betroffenen. Es ist manchmal – so auch am 10./11. VIII. – wichtiger, daß Sie sich um sich selbst kümmern.
13.–23. August Geborene: Ihre Energien sind bewundernswert. Ein Erfolg wird Sie erneut anstacheln und Ihnen Anerkennung einbringen. Man ist gespannt auf das, was Sie weiter vorhaben. Am 10. VIII. begegnen Sie besonders großer Neugier.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Sie sind ausgefüllt, und kleine, alltägliche Zwischenfälle können Sie nicht mehr aus der Ruhe bringen. Sollte man dennoch versuchen, Ihnen am 11./12. VIII. noch etwas aufzuhalsen, müssen Sie deutlich werden.
3.–12. September Geborene: Daß eine Verabredung nicht zustande kam, hat Sie gekränkt. In dieser Woche läßt sich das Versäumte nachholen. Ein Wiedersehen am 12./13. VIII. ist für alle Beteiligten erfreulich. Es werden Pläne geschmiedet.
13.–23. September Geborene: Niemand kann behaupten, daß Ihnen alles in den Schoß gefallen ist. Sie haben deshalb genauso das Recht, Ansprüche zu stellen wie andere. Am 8./9. VIII. könnte Ihre wirtschaftliche Situation gefestigt werden.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Eine Ortsveränderung muß gründlich durchdacht werden. Vor allem sollten Sie die üblichen Formalitäten nicht vergessen. Sonst könnte es Ärger geben. Am Wochenende brauchen Sie gute Nerven.
3.–12. Oktober Geborene: Leute, die zu rechnen verstehen, verlassen sich auf Ihre Mitarbeit. Das Vertrauen können Sie schon bald rechtfertigen. Einige private Einschränkungen müssen aber am 7./8. VIII. in Kauf genommen werden.
13.–23. Oktober Geborene: Ihre Anpassungsfähigkeit kommt Ihnen gut zustatten. Nicht jedermann käme mit Ihren neuen Bekannten so gut aus wie Sie. Am 8./9. VIII. kann es aber geschehen, daß selbst Sie sich ein wenig verloren fühlen.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Ihr Tatendrang ist kaum zu bremsen. Menschen, die Ihnen nahestehen, versuchen es jedenfalls vergeblich. Dabei ist man aufrichtig besorgt, weil Sie daran sind, sich finanziell völlig zu verausgaben.
3.–11. November Geborene: Sie könnten ein paar angenehme Tage haben, wenn es Ihnen gelingt, ungebetene Gäste abzuwimmeln. Weibliches Geschick ist dazu am besten geeignet. Eine Abwechslung, die sich am 12./13. VIII. bietet, sollten Sie wahrnehmen.
12.–22. November Geborene: Das Verhältnis zu Ihrer Umgebung kann Ihnen nicht gleichgültig sein. Tragen Sie vor allem, wenn Sie ein schlechtes Gewissen haben, keine provozierende Gleichgültigkeit zur Schau. Am 10./11. VIII. nähme man das übel.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Ihre Arbeiten stehen unter einem günstigen Stern. Was Sie suchen, haben Sie rasch gefunden und brauchen deshalb nicht mehr auf fremde Vermittlung zu spekulieren. Wichtiges Datum: 9./10. VIII.
2.–11. Dezember Geborene: Sie können sich als Ratgeber nützlich machen. Daß man auf Ihr Erscheinen wartet, ist offensichtlich. Bei einer Begegnung am 5./6. VIII. merken Sie, daß es auch für Sie noch einiges zu lernen gibt.
12.–21. Dezember Geborene: Aus Schaden sind Sie anscheinend schneller als andere klug geworden. Auch am 6. VIII. sollten Sie die Finger von einem Geschäft lassen, das alles andere als totsicher ist.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 6. UND 12. AUGUST 1961

Die Kinder dieser Woche werden die Erwartungen, die man für sie hegt, größtenteils erfüllen. Sie sind scharfsinnig, kritisch und – ein nicht zu unterschätzender Vorteil – selbstbewußt. Man kann ihnen nichts vormachen, sie halten sich etwas darauf zugute, beinahe auf allen Lebensgebieten Bescheid zu wissen und sind stets bestrebt, sich weiterzubilden. Ihre besonderen Leistungen fallen in den Bereich der Wissenschaft, der Kunst und des selbständigen Handwerks. Zusammenstöße mit Gegnern und Konkurrenten sind nie ganz ernsthafter Natur, ihrer Aufgeschlossenheit widerspricht eine gespannte Atmosphäre. Die Mädchen sind gesellige Wesen. Sie lassen sich nicht ungern verwöhnen, sind aber, wenn man ihrer Hilfe bedarf, sehr selbstlos.

NOBERT

„Ich höre wohl nicht richtig: Betragen ungenügend?"



David Ben Gurion, 74, Regierungschef Israels, bezog an einem abgelegenen Fleck des Strandes von Tel Aviv aus Kopfständen neue Kraft. In Idealkonkurrenz zu dem Israeli scheute die yoga-beflissene Königinwitwe Elisabeth von Belgien, 85, nicht vorm öffentlichen Darbieten ihrer Versenkungskunst. Als Elevin einer Yoga-Schule verharrte die Baudouin-Großmutter während einer Vorführung 16 Minuten auf dem Kopf.

Antony Armstrong-Jones, 31, ranghöchster Bürgerlicher des Empire, ließ gelegentlich einer Verkehrsstockung am Londoner Hyde-Park die vornehmste Tugend aller Briten – die unter jedweden Umständen zur Schau zu tragende stoische Ruhe – vermissen, kletterte aus seinem Wagen, lief auf ein Auto zu, dessen Fahrer durch ein ungeschicktes Manöver das Dilemma verursacht hatte, und äußerte einige Vokabeln, die nicht bekannt wurden.

Albert von Beneckendorff und Hindenburg, 70, Neffe des weiland Reichspräsidenten, setzte seinem Leben jetzt vermittels Sekt- und Giftkonsums ein jähes Ende und wurde gleichzeitig mit seiner zwei Tage zuvor an einem Herzleiden verschiedenen Frau zu Grabe getragen. Nach der Beerdigung mußte Nachlaßkonkurs angemeldet werden: Hindenburg war 1958 mit 59 000 Mark, die er aus dem Lastenausgleich erhalten hatte, persönlich haftender Gesellschafter einer Autofirma geworden, die ein Jahr später infolge unsoliden Gebarens des Geschäftsführers pleite ging. Pfändungsversuche bei Hindenburg blieben erfolglos, da er mit seiner – nicht unvermögenden – Frau in Gütertrennung lebte; die Gläubigerforderungen betragen 250 000 Mark.

Elizabeth Crosby, 27, Tochter eines Kapellmeisters und Nichte des Schlagersängers Bing Crosby, wartete an ihrem Hochzeitstag 90 Minuten lang auf ihren Bräutigam, **H. Frank Jones,** 30, Schriftsteller. Mangels Partners war sie gezwungen, die Trauung abzusagen.





Marie Cecilie, 19, fotografenfreundliche Tochter des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen (links), und Birgitta, 24, fotoscheues Ex-Schwedenmädel und jetzige Gattin des Prinzen „Hansi" von Hohenzollern-Sigmaringen, konkurrierten als die fotogensten, bestangezogenen und bestbehüteten Damen bei der 900-Jahr-Feier des Preußenhauses auf Burg Hohenzollern bei Hechingen. Zu Besinnung, Konzert und Imbiß hatten sich aus diesem Anlaß versammelt: vier Kaiserliche, 28 Königliche Hoheiten, 18 Durchlauchten, eine Erlaucht, sechs Grafen, drei Freiherrn, 18 Adelspersonen, zwei Exzellenzen, ein Geheimrat, ein Prälat und 78 Bürgerliche.

Willy Brandt, 47, Bonner Alpdruck, ist Held einer „Wer ist Willy Brandt?" betitelten Broschüre, die derzeit kostenlos an bundesdeutsche Haushalte verschickt wird. Der Autor des dünnen Druck-Erzeugnisses, ein Hans Schrörs, bemüht sich darzulegen, bei dem SPD-Kanzlerkandidaten handle es sich mehr oder minder um ein windiges Bürschchen, das sein Ziel natürlich nie erreichen werde. Um diese eine These zu fundieren, publiziert Schrörs „zum Schluß, zum Abschluß, das Urteil eines Graphologen über Willy Brandts Handschrift". Die Kernsätze aus der „Analyse" lauten: „Ein rasender Zug ohne Sicherheitsvorkehrungen und auch ohne Bestimmungsort. Eine dämonische Dynamik treibt ihn ... Das geistige Format bleibt hinter dem Bedürfnis nach Rang weit zurück. Es tritt ein intellektueller und ethischer Leerlauf ein, konstruktive Konzeption und Akten werden durch Gerede und hohle Gesten ersetzt, wobei der Ausführende unerschütterlich der Überzeugung ist, das Beste nach besten Kräften zu verrichten, da es bei ihm weitgehend auch an Selbsterkenntnis und -kritik fehlt." Schrörs bezeichnet den Graphologen als „Fachmann", verschweigt aber diskret dessen Namen.



René Cazassus, 29, Prominentenmaler en gros und en detail, der den französischen Staatspräsidenten de Gaulle auf 60 Meter hoher Leinwand an der Frontseite eines Pariser Wohnhochhauses Wind und Wetter die Stirn bieten ließ (Stern 8/1961), wechselte das Objekt seiner Kunst und gab seiner Verehrung für Jackie Kennedys zeitlose Schönheit durch sechs Abbilder Ausdruck. Der Stilkundige malte sie altägyptisch, klassisch-griechisch, im Renaissancestil, impressionistisch, kubistisch und modern.

Barbara Castle, 49, Labour-Streiterin im Unterhaus, müht sich, den weiblichen Staatsbürgern Großbritanniens eine weitere Tür zur Gleichberechtigung aufzustoßen. In einem Gesetzentwurf verlangt sie die Entfernung der Münzsperren an den öffentlichen Bedürfnisanstalten für Frauen. Es sei schon ungerecht, zürnt die Nachfahrin der Suffragetten, daß Frauen im Gegensatz zu Männern diesen Groschen zahlen müssen. Ebenso verdrießlich sei, daß die mit Münzen zu öffnenden Sperren unbequem und von beleibteren Frauen überhaupt nicht zu passieren seien.

Hans Rass, 50, Landrat von Amberg in der Oberpfalz, offenbarte eine geradezu brisante Sprachgewalt, als die in seinem Landkreis liegende Gemeinde Schnaittenbach eine Verordnung erließ, die so begann: „Es ist untersagt, öffentliche Wege, Straßen, Plätze oder Anlagen mehr als nach den Umständen unvermeidbar zu verunreinigen." Diese schlichte Wortprägung dünkte Rass jedoch „nicht verständlich genug". Alsbald verfügte sein Amt, die Verordnung habe folgendermaßen anzuheben: „Auf Grund des Art. 13, Abs. 1, Ziffer 1 und 3, Abs. 2, des Landesstraf- und Verordnungsgesetzes vom 17. 11. 56 (Bay. BS I S. 237) i. d. F. des Änderungsgesetzes erläßt Schnaittenbach folgende mit Entschließung der Regierung der Oberpfalz vom 22. Januar 1960 Nr. II 2-1093a 81 für vollziehbar erklärte Verordnung über die Reinhaltung und Reinigung öffentlicher Wege, Straßen, Plätze und Anlagen in der Stadt Schnaittenbach."

Stummer Film mit neuem Ton



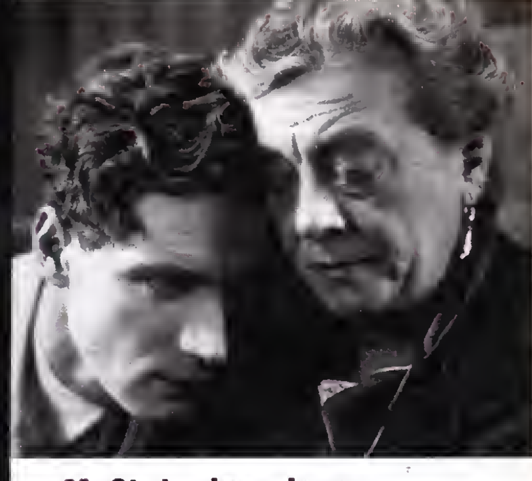
UNTERGETITELT VON ERHARD KORTMANN

Der frivole Kintopp



„Zum letztenmal, ein Fernseher kommt mir nicht ins Haus!"

Henny Parten in „Gretchen Wendland" – Messter-Film 1924



„Mußt du denn immer an die neuen Ehegesetze denken?"

Frieda Richards in „Die Frau, nach der man sich sehnt" – Terra-Film



„Fast glaube ich, wir hätten in ein anderes Hotel gehen sollen!"

Patsy Miller und Mante Blue in „Unter falschem Namen" – Warner



„Verzeihung! Ich wollte zum Verteidigungsminister."

Darsteller und Filmtitel unbekannt



„Lassen Sie mich erst den Witz zu Ende erzählen."

Rabert Darsuy, Anny Ondra und Paul Härbiger in „Der Scheidungsgrund" – Ondra-Lamac-Film



„Export nach Italien kommt nicht in Frage!"

„Geächtet" – UFA



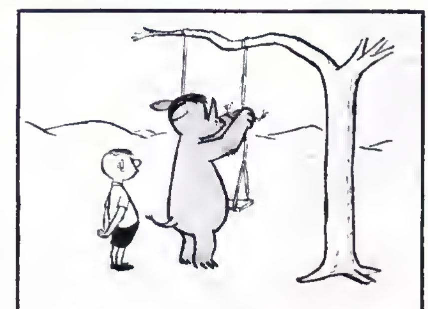
„Mach mir Bratkartoffeln, Schwester!"

Liane Haid und Olaf Fjard in „Lucretia Bargia" – 1922

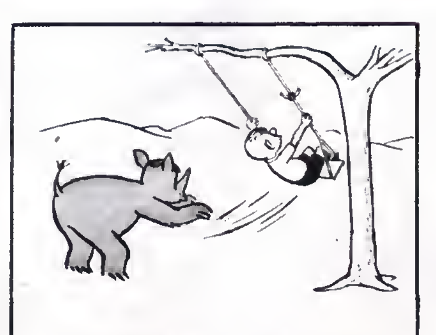
Reinhold das Nashorn



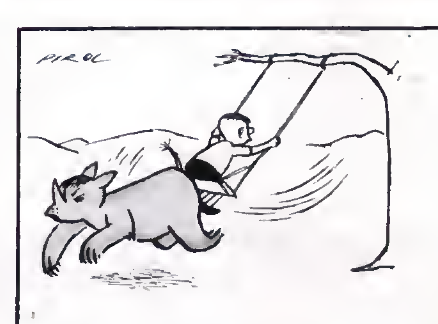
Wenn ein altes Band zerrissen, weil es mit der Zeit verschlissen,



scheint es einem Freund geboten, dieses wieder festzuknoten,



um den Dingen, die da schweben, wieder neuen Schwung zu geben.



Doch — wie so das Leben gaukelt . . . — wird der Freund dann selbst verschaukelt.

Fr 4. August

Hamburg: Jugendstunde
17.00 Der Ölprinz
Übertr. von den Karl-May-Festspielen in Bad Segeberg
Inszenierung: Wulf Leisner

Köln:
18.20-18.25 Vorschau auf das Nachmittagsprogramm

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Hucky und seine Freunde — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Guten Appetit! — 19.30 Des Königs Musketiere
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Intimes Theater
Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Abendschau — 19.20 Anwalt der Gerechtigkeit
Saarländischer Rdf.: 18.45 Abendschau — 19.10 Unser Puppenspiel — 19.20 Das Herz des Managers

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Eine Epoche vor Gericht
Sonderbericht vom Eichmann-Prozeß in Jerusalem
Berichterstatter: Dr. Joachim Besser und Peter Schier-Gribowsky

Köln:
20.40 Inspektor Hornleigh greift ein:
Mord ohne Motiv
Kriminalspiel von John P. Wynn
Inspektor Hornleigh . . . Helmut Peine
Sergeant Bingham . Wolfgang Furester
Sergeant Smith . . . . Horst Breitkreuz
Mrs. Brook . . . . Ellen Mahlke
Violet . . . . Brigitte Faltin
Der Polizeiarzt . . . . Bernd M. Bausch
Mr. Keith . . . . Kaspar Brünningbaus
Mr. Pulchrist . . . . Horst Uhse
Seine Sekretärin . . . Martha Kallinich
Michael Hearn . . . . Friedel Bauschulte
Kamera: Bruno Stephan
Szenenbild: Alfred Bütow und Alfons Windau. Regie: Hermann Pfeiffer

21.40 Hilfe zur Selbsthilfe
Hier schmeckt der Kaffee bitter
Filmbericht aus Mittelamerika über Fragen der Entwicklungshilfe
Von Peter Grubbe und Jochen Maass

Vom Deutschen Fernsehen (Hamburg):
22.20 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Der Unbestechliche
Lustspiel von Hugo von Hofmannsthal in der Inszenierung des Wiener Burgtheaters
Baronin . . . . .Adrienne Gessner
Jaromir . . . . Robert Lindner
Anna . . . . .Inge Brücklmeier
Melanie von Galattis . . . Jane Tilden
Marie am Rain . . . . .Martha Marbo
General . . . . Hans Olden
Theodor . . . . Josef Meinrad
Hermine . . . . Gusti Wolf
Klein-Jaromir . . . . . . Herbert Pachl
Beschließerin . . . . Auguste Pünkösdy
Gärtner . . . . Karl Friedl
Kutscher . . . . Viktor Braun
Bühnenbild: Franz Niedermoser
Regie: Ernst Lotbar

21.50 Hochspannung
Ballettstudie von Maurice Béjart


Maurice Béjart und Michèle Seigneuret tanzen „Hochspannung" (2. Programm, 21.50 Uhr)

Sa 5. August

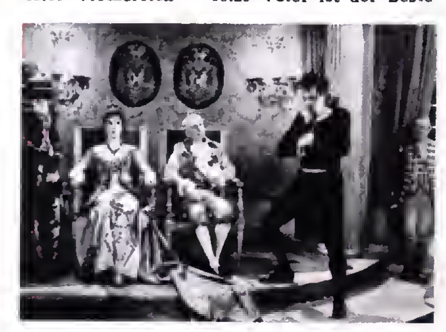
Hamburg: Ferns.-Aufz. d. NBC
15.00 Die Perry-Como-Show

Berlin: Wiederholung
15.30 Zwei alte Damen feuern
Fernsehspiel von Christian Bock
Szenenbild: H. U. Thormann
Regie: Wolfgang Spier

Deutsches Fernsehen:
16.45 Zauber der Natur
Dokumentarfilm von Richard Mostler

Hamburg:
16.00-18.30 Evangelischer Vespergottesdienst
A.d.St.-Marien-Kirche, Hbg.-Fuhlsbüttel
Die Predigt hält Hauptpastor Dr. Hartmut Sierig. Liturgie: Pastor Chr. Deter

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Sie schreiben mit — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Vati macht alles — 19.30 Karriere
WDR: 14.00 Die Woche — Hier und Heute — 18.40 Hier und Heute — 19.15 Vater ist der Beste
Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Abenteuer unter Wasser
Saarländischer Rdf.: 18.45 Die Abendschau — 19.10 Viechereien — 19.20 Vater ist der Beste


Den Hoheiten kein Liebeslied, sondern einen Hexentanz. Walther Reyer als „Paganini" (20.20)

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Paganini
Operette von Paul Knepler und Bela Jenbach. Musik: Franz Lehár
Paganini . . W. Reyer (Sandor Konya)
Anna-Elisa . Susanne Korda (H. Talmar)
Pimpinelli . . . . . Gerhard Frickhöffer (Willy Hofmann)
Bartucci . . . . Fritz Eckbardt
Bella Giretti . T. Küppers (Rita Bartos)
Graf Hédouville . . Hans Unterkircher
Gräfin de Laplace . Susanne Engelhart
Toffolo . . . . Walter Varndal
Foletto . . . . Michael Janisch
Beppo . . . . Franz Böheim
Herzog Piombino . . . . . Josef Krastl
Marco . . . . Harry Hornisch
Julia . . . . Dany Sigél
Emanuele . . . . Karl Krittl
Philippo . . . . Jo Trummer
Wirt . . . . Erich Dörner
Wirtin . . . . Eva Sandor
Das Kölner Rundfunkorchester
Leitung: Franz Marszalek
Der Kölner Rundfunkchor
Leitung: Bernhard Zimmermann
Szenenbild: Dieter Reinecke
Regie: Theodor Grädler

Hamburg:
22.25 Heitere Leinwand
Kennen Sie diese Damen?
Plauderei mit Günther Schramm über Männer in Frauenkleidern

Deutsches Fernsehen (Hamburg):
22.55 Tagesschau (Spätausgabe)

Stuttgart:
23.15 Das Wort zum Sonntag
Es spricht Pfarrer Ulrich Fick, Stuttgart

St. Vincent: Eurov. d. RAI
23.30 Europa-Meisterschaft im Berufsboxen
(Weltergewicht)
Guilio Loi—Christian Christensen
Sprecher: Alex. von Bentheim

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Wie die Welt regiert wird
Des Kolonialismus' bittere Frucht

Stuttgart:
20.50 Wir schalten uns ein . . .
Zu Gast beim Französ. Fernsehen

So 6. August

Köln:
11.30 Ihm laßt uns singen die Ehre
Bericht über den 4. Internationalen Kongreß für Kirchenmusik in Köln

12.00 Internationaler Frühschoppen

12.50 Programmhinweise

Deutsches Fernsehen:
13.10 Magazin der Woche

Köln: Kinderstunde
14.30 Vilma und King
Geschichte einer Farmer-Familie

Deutsches Fernsehen:
15.00 Dir zuliebe
Deutschland 1944
Spielfilm mit Winnie Markus, Hans Holt, Clementia Egies und anderen
Regie: Martin Fritsch

Hamburg:
16.25 Aus erster Hand
Gespräch mit Dr. Ralph Bunche, dem stellvertr. UNO-Generalsekretär
Gesprächspartner: Thilo Koch

Deutsches Fernsehen: Aus Hannover
16.55 Deutsche Rudermeisterschaften 1961
Sprecher: H. Bade und H. Schmidt

Baden-Baden:
18.10 Auf den Spuren Homers
Archäologische Dokumentation
Von Dr. H. Biesantz und Dr. W. Broheil

Hamburg:
19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

Deutsches Fernsehen:
19.30 Wochenspiegel

20.00 Nachrichten

München: (Prod. des ORF)
20.05 Das kleine Bezirksgericht
Von Otto Bielen
Richter . . . . Erich Dörner
Schriftführer . . . . Kurt Müller
Schartenreiter . . . . . Guido Wieland
Frau Pieringer . . . . . . Paula Pfluger
Frau Hopfstangl . . . . Lotte Lang
Mizzi . . . . Elfriede Ott
Swoboda . . . . Ernst Waldbrunn
Horvath . . . . Franz Böheim
Gansterer . . . . Rudolf Carl
Plaschek . . . . Karl Hruschka
Hickel . . . . Rudolf Rösner
Nelleba . . . . Elisabeth Neumann
und andere
Szenenbild: Lorenz Withalm
Regie: Wolfgang Glück

22.00 Promenade im Park von Versailles
Kupferstiche von Jean Rigaud
zur Suite für Streicher und Cembalo von Jean-Baptiste Lully


Erinnerungen an eine große Vergangenheit zaubert das nächtliche Wasser- und Lichterspiel im Park von Versailles (22.00 Uhr)

Deutsches Fernsehen:
22.10 Nachrichten

22.15 Die Sportschau
Berichte vom Wochenende

ZWEITES PROGRAMM

Deutsches Fernsehen:
20.00 Nachrichten

20.05 Panorama
Zeitgeschehen — ferngesehen

Frankfurt:
21.00 Es darf gelacht werden
Grotesken aus der guten, alten Kintoppzeit

Deutsches Fernsehen:
21.30 Die Sportschau

Mo 7. August

Hamburg: Kinderstunde
17.00 Bum beim Zirkus
Zeichentrickfilm (Wdhl.)

17.10 Lachen verboten
Handpuppenspiel der Hohnsteiner (Wdhl.)

Berlin:
17.40-18.10 Zoo der zahmen Tiere
Filmbericht von A. von Bentheim. Kamera: Jürgen Stahf


Die gefährliche Kurve Wehrseifen: Großer Automobilpreis von Europa auf dem Nürburgring (22.20 Uhr)

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Anwalt der Gerechtigkeit — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Fips, der Affe — 19.30 Meisterschule für Autofahrer
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Unbekannte Welt
Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Dennis. Geschichte eines Lausbuben
Saarländischer Rdf.: 18.45 Sportschau — 19.10 Reise- und Wandertips — 19.20 Reisebüro der Wünsche

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Stuttgart:
20.20 Hans und Lotte Hass: Der Krake

20.50 Der sichere Tip
Von W. P. Zibaso
Herr Nenner . . Gunnar Möller
Frau Nenner . . . Brigitte Rau
Frau Gratzmüller . O. von Togni
Fräul. Schwartze . .Lorley Katz
Freundin . . . . Isolde Bräuner
Junger Mann . . Alex. Herzog
Szenenbild: Rudolf Remp
Regie: Theo Mezger

21.20 Max Frisch
Filmbericht von Corinne Pulver
Ein Besuch bei dem Dichter

Deutsches Fernsehen (Hamburg)
22.00 Tagesschau (Spätausgabe)

22.20 Großer Automobilpreis von Europa auf dem Nürburgring
Sprecher: Günter Jendrich
Filmbericht vom Weltmeisterschaftslauf für Rennwagen der Formel I

22.40 Licht über den Bergen
Japanischer Dokumentarfilm
Ausgezeichnet mit dem „Prix Italia 1960"

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Gewußt wo
Spiel zum Kombinieren und Konzentrieren
Mit Karl Heinz Bender

Deutsches Fernsehen:
20.50 Verliebt, verlobt, verheiratet
(Viktor und Viktoria, Deutschland 1957)
Ein Spielfilm mit Johanna v. Koczian, Georg Thomalla, Johannes Heesters und anderen
Regie: Karl Anton

Di 8. August

Berlin: Jugendstunde
17.00 Feuerwehrmänner auf der Schulbank
Filmbericht von L. Lehmann
Kamera: W. Rißleben
(Wiederholung)

Hamburg:
17.35 Mit dem Lastwagen unterwegs
Aus dem Leben eines amerikanischen Lastwagenfahrers

Stuttgart: Wdhl.
17.50-18.15 Die Texas Rangers
Aus der Geschichte einer berühmten Polizeitruppe

Bayerischer Rdl.: 18.30 Nachr. — 18.35 [illegible] Geschichte eines Lausbuben — [illegible] Die Viertelstunde — 19.25 Die [illegible] Abendschau

Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — [illegible] Hessenschau — 19.20 Musik von [illegible] — 19.30 Unternehmen Kummer-[illegible]

WDR. 18.40 Hier und Heute — 19.15 [illegible] allsche Unterhaltung

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 [illegible] Abendschau — 19.20 Musikalische Un[illegible]tung

Saarländischer Rdl.: 18.45 Abendschau — 19.10 Für Sie, meine Damen — 19.20 [illegible] der Gerechtigkeit

---

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Eine Epoche vor Gericht
Sonderbericht vom Eichmann-Prozeß in Jerusalem
Berichterstatter: Dr. Joachim Besser und Peter Schier-Gribowsky

München:
20.40 Das Weltbild im Wandel der Zeit (3)
Sendung von Dr. Rudolf Kühn

Deutsches Fernsehen:
21.10 Das Mädchen und die Eiche
Ein Spielfilm mit Tamara Markovic, Miodrag Popovic u.a.

Deutsches Fernsehen (Hamburg)
22.25 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

[illegible] für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Ring frei!
Sendung mit und um Bubi Scholz
Von Dieter Hildebrandt
Kamera: Walter Riml
Regie: Sammy Drechsel

Hamburg:
21.00 Treffpunkt New York
Sendung von Werner Baecker

21.45 Yoko Kono
spielt japanische Klaviermusik der Gegenwart



Besuch bei Bubi Scholz — mit Sammy Drechsel und Trainer Lodislov Toubenek („Ring frei", 2. Progr., 20.20 Uhr)

Mi 9. August

Köln: Für die Frau
17.00 Meine Groschen — deine Groschen
Tips für Verbraucher

17.15 Mit leichtem Gepäck
Frauen, die alleine reisen
Mit Brigitte Jeremias

17.30-18.00 Gesehen — gekonnt
Mit Dr. Marianne Stradal

Bayerischer Rdl.: 18.30 Nachrichten — 18.35 Für fünf Mark Angst — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau

Hessischer Rdf.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Musiziert und parodiert — 19.30 Spengler sein, dagegen sehr

WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Funkstreife

Süddeutscher Rdl. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Intimes Theater

Saarländischer Rdl.: 18.45 Abendschau — 19.10 Rechts oder links — 19.20 Hochwürden Detektiv

---

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Hilfe zur Selbsthilfe
Im Schatten des Kubaners
Filmbericht aus Mittelamerika über Fragen der Entwicklungshilfe
P. Grubbe u. J. Maass



Der Affe Kokomo und viele prominente Stars geben sich ein Stelldichein in der Wiederholung der Valente-Show „Bon soir, Kathrin!" (21.05 Uhr)

Stuttgart: (Wdbl.)
21.05 „Bon soir, Kathrin!"
Eine Caterina-Valente-Schau
Es wirken mit: Caterina Valente, Domenico Modugno, Bill Ramsey, Jan und Kjeld, Liane Riva, Rolli und Arri, Vornelis, Mr. Kokomo jr., Das Ballett Don Lurio und Hans Joachim Kulenkampff
Choreografie: Don Lurio
Bühnenbild: Gianni Villa
Regie: Michael Pfleghar

Deutsches Fernseben (Hamburg):
22.20 Tagesschau (Spätausgabe)

22.40 Fußball-Länderspiel: Schweden—Finnland
Sprecher: Herbert Zimmermann
Aufzeichn. der 2. Halbzeit vom gleichen Abend aus Stockholm

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Don Pasquale
Komische Oper von Donizetti nach Angelo Anelli
Don Pasquale . . Fritz Ollendorff
Doktor Malatesta. . Karl Dönch
Ernesto . . . John van Kesteren
Norina . . . . Dorit Hanak
Ein Notar . . . . . . Franz Böheim
Der Kammerchor der Musikakademie, Wien
Einstudierung: Günther Theuring
Das Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orch. Leitung: Alberto Erede
Szenenbild: Paul Haferung
Regie: Karl O. Koch
Prod. d. ORF u. d. WDR, Köln

München:
22.10 Mit anderen Augen
Es spricht Studentenpfarrer Georg Lanzenstiel

Do 10. August

Stuttgart: Kinderstunde
17.00-18.00 Abenteuer Uranium
Italienischer Spielfilm

Bayerischer Rdl.: 18.30 Nachrichten — 18.35 Alltag in Stockholm — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau

Hessischer Rdl.: 18.50 Sandmännchen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Bitte, nicht mit mir — 19.30 Familie Michael in Afrika

WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Menschen im Weltraum

Süddeutscher Rdl. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Sag die Wahrheit

Saarländischer Rdl.: 18.45 Abendschau — 19.10 Zeichentrickfilm — 19.20 Abenteuer unter Wasser



Die Seebühne — ein Schmuckstück der Bregenzer Festspiele (Stödtebild: Gleich beim Martinsturm, um 20.20 Uhr)

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

München:
20.20 Gleich beim Martinsturm
Filmfeuilleton über Bregenz von Theo Gallehr
Kamera: Walter Umlauf

Aus Bregenz: Übern. vom ORF
20.30 Fra Diavolo
oder „Das Gasthaus in Terracina"
Komische Oper von Auber
Text von E. Scribe
Fra Diavolo . . . . Jean Cox
Lord Kockburn . . Ernst Gutstein
Pamella . . Hilde Rössel Maydan
Lorenzo . . Richard v. Vrooman
Matteo . . . . Friedrich Nidetzky
Zerline . . . . Erna-Maria Duske
Giacomo . . . . Fritz Hoppe
Beppo . . . . Peter Klein
Die Wiener Philharmoniker unt. Leitung von Bruno Amaducci
Der Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde Wien
Einstudierung: Rudolf Schramek
Szenenbild: Ekkehard Grübler
Regie: Karl Heinz Haberland

Deutsches Fernsehen (Hamburg):
22.45 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Frankfurt:
20.20 Auf der grünen Wiese
Heitere Sendung vom Camping
Mit Heinz Schenk

21.20 Hafen der Revanche
Kriminalfilm



Campingfreuden — im Fernsehstudio nachempfunden. Plotzherr Heinz Schenk animiert seinen Verwolter Reno Nonsens, ein Fuß aufzumachen („Auf der grünen Wiese", 2. Progr., 20.20 Uhr)

Änderungen vorbehalten

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4–8, 10

Fr., 4. August. 19.30 Kabelrolle. Aus „Abenteuer unter Wasser" — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Aufz. a. d. Löwinger Bühne: **Alles für Monika.** Lustsp. v. Walfried — 22.00 Zeit im Bild

Sa., 5. August. 19.30 Mit der Kamera in Afrika (6). Rom. Wajir — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Dän. Silber — 20.35 Donaustrom. Straße d. 15 gold. Stufen (Wdhl.) — 21.30 Eurov. Jugosl.: **Folklore Festival** — 22.20 Zeit im Bild

So., 6. August. 17.00 H. Knorr: Assap — 17.30 Welt d. Jugend — 18.00 Telejournal — 18.30 Im Scheinwerferlicht — 19.00 Es wird Sie sicher interessieren — 19.30 Zeit im Bild — 20.00 Panama (Peter v. Zahn) — 20.30 Eurov. aus Bregenz: **Romeo und Julia.** Ballett v. Prokofieff — 22.12 Zeit im Bild

Mo., 7. August. 19.30 Hauskalender — 20.00 Zeit im Bild, Sport — 20.40 **Einundzwanzig.** Quiz — 21.30 Strahlen aus der Asche (Hiroshima) — 22.15 Zeit im Bild

Di., 8. August. 19.30 Hausfrau sein dagegen sehr — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 **Tödliches Geheimnis.** Ärztedrama. Mit Burges Meredith, Dulcie Gray u. a. (Nur f. Erw.) — 21.50 Zeit im Bild

Mi., 9. August. 17.00 Wir blättern im Bilderbuch — 17.15 Sport-Abc — 17.55 Beim Blumendoktor — 19.30 Vater ist der Beste — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 **Wege des Zufalls.** Komödie v. Karin Jacobsen — 21.50 Zeit im Bild

Do., 10. August. 19.30 Sport — 20.00 Zeit im Bild — 20.30 Aus Bregenz: **Fra Diavolo.** Kom. Oper von Auber — 22.45 Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7, 10

Fr., 4. August. 20.00 Tagesschau — 20.15 Auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege. Über einsame Menschen — 20.40 Texasbar. Aus „Reisebüro der Wünsche" — 21.00 Trickfilm — 21.05 **Der Andere** (4). Krim. Film — 21.40 Nachr.

So., 5. August. 20.00 Tagesschau — 20.15 Wort z. Sonntag — 20.20 **Mein Traum bist du.** Spielfilm — 21.50 Eurov. Jugoslawien: **Festival** Folklorique — 22.20 Nachr.

So., 6. August. 19.30 Tagesschau, Sport — 20.05 Von Woche zu Woche — 20.30 Aus Bregenz: **Romeo und Julia.** Ballett v. Prokofieff — 22.30 Nachr.

Mo., 7. August. 20.00 Tagesschau — 20.20 Good evening everybody (3) — 20.40 Rund um Asien (8): Pakistan, das Gottesland — 21.15 **San Remo grüßt Genf.** Unterh.-Abend — 22.10 Nachr.

Di., 8. August. Keine Sendung

Mi., 9. August. 20.00 Tagesschau — 20.15 Der gerade Blick. Med. Sdg. — 21.00 **Was bin ich?** Heiteres Berufe-Raten — 21.40 Nachr.

Do., 10. August. 20.00 Tagesschau — 20.15 Trickfilm — 20.30 Aus Bregenz: **Fra Diavolo.** Oper von Auber. Mit Hilde Rössel-Majdan, Jean Cox u. a. — 23.00 Nachr.

LUXEMBURG Kanal 7

Fr., 4. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 **Rendezvous in Luxemburg** — 21.15 Zeitchronik — 21.40 Catch

Sa., 5. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 **Pas si Bête.** Film für alle. Mit Bourvil u. a.

So., 6. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.15 **Brelan d'As.** Film m. Michel Simon (Nur f. Erw.)

Mo., 7 August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 **Die geliebte Fran ist immer reizend** (F. Erw.)

Di., 8. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 **Horizont in Flammen.** Mit Gary Cooper (F. alle.)

Mi., 9. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 Piédalu Député. Film m. Ded Rysel (F. Erw.)

Do., 10. August. 19.45 Progr. — 19.47 Zeichenfilm — 19.58 Wetter, Nachr. — 20.30 **Freudenfeuer.** Mit Ray Ventura u. s. Orch. (F. Erw.)

FRANKREICH Kanäle 5–8

Fr., 4. August. 19.00 Sehenswürdigkeiten von Borneo — 19.25 Junge Beobachter — 20.00 Nachr. — 20.30 Theater der Jugend: „Don Quichotte" nach Cervantes — 22.50 Nachr.

Sa., 5. August. 19.25 Circus Boy — 20.00 Nachr. — 20.30 **Samedi Square.** Varieté-Sdg. — 21.30 Sacha Guitry in: Zwei von uns zu Hause — 22.10 Theatre des Nations: Modernes Ballett — 22.40 Jazz — 23.20 Nachr.

So., 6. August. 19.25 Ivanhoe — 20.00 Nachr. — 20.30 **Morgen ist es zu spät.** Ein Film m. Vittorio de Sica u. a. — 22.10 Die Kunst und die Menschen — 22.40 Nachr.

Mo., 7. August. 19.25 Sommergetränke — 20.00 Nachr. — 20.30 Festival in Montreux: **Black and White Minstrel Show** — 21.15 Besuch bei unseren Vettern: Tahiti — 21.45 Titel lag nicht vor — 22.30 Nachr.

Di., 8. August. 19.25 Modernes Abenteuer — 20.00 Nachr. — 20.30 **Die Juwelen von Isabelle** (Gaston Heaulme) — 22.00 Musik für Sie: France Clidat, Klavier — 22.30 Nachr.

Mi., 9. August. 19.25 Aus der Normandie — 20.00 Nachr. — 20.30 **Traum in der Flasche** (3) — 21.10 Hiroshima heute — 21.50 Lektüre für alle — 22.40 Nachr.

Do., 10. August. 19.25 Frauenmagazin — 20.00 Nachr. — 20.30 Das Rad dreht sich — 21.00 **Les Dames de la Halle** (Offenbach) — 22.00 Sport — 22.40 Nachr.

Das ZWEITE PROGRAMM wird über folgende Sender ausgestrahlt (Die Zahlen bezeichnen den Kanal):

Bayerischer Rdf.: Augsburg 30, Hof 17, München 27, Nürnberg 29, Würzburg 18. **Hessischer Rdl.:** Feldberg (Taunus) 17, Fulda 19, Kassel 26. **WDR.:** Aachen 30, Bielefeld 28, Bonn 19, Dortmnnd 22, Düsseldorf 20, Minden 16, Münster/Westf. 14. **Süddeutscher Rdl. u. SWF:** Freiburg 17, Heidelberg 19, Ravensburg 26, Rottweil 28, Stuttgart 16 **Saarländischer Rdl.:** Saarbrücken 30.

NEUE ERFAHRUNG FÜR FILTER-RAUCHER

Reyno erfrischt Sie mit jedem Zug

- menthol-frisch
- voller Tabakgenuss
- moderne Packung – und Filter

Ein Tag im Frühsommer . . . mit Sonnenschein, der dem Herzen wohltut . . . mit kühlen, erfrischenden Schatten . . . diese Stimmung, eingefangen in einer Zigarette – das ist Reyno. Voller Tabakgenuß . . . und zugleich reine, natürliche Frische mit jedem Zug – das ist Reyno. Probieren Sie Reyno, und erleben Sie selbst diesen neuen, frischen Rauchgenuß.



20 Zigaretten 1,75